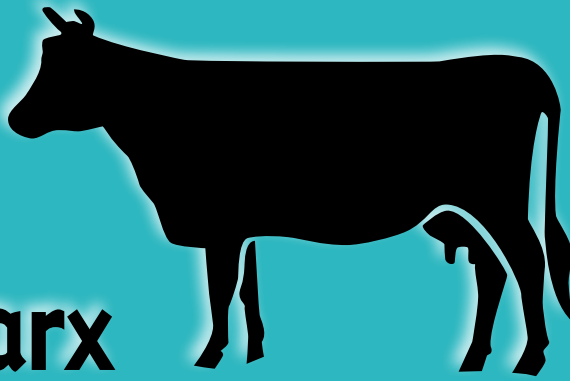


Eine Kuh für Marx



Das Magazin zur Russlandhilfe
des Caritasverbandes
für die Diözese Osnabrück e.V.

Nr. 52
Mai 2018



Blick zurück auf 20 Jahre
EINE KUH FÜR MARX

Liebe Leserinnen und Leser!

An dieser exponierten Stelle hat in der Regel Ottmar Steffan das Wort. Dieses Mal darf ich diese Regel brechen und mich als erster in der neuen Ausgabe der KUH-Zeitschrift zu Wort melden. Und dies mit gutem Grund. Ich möchte die Gelegenheit nutzen, der Russlandhilfe EINE KUH FÜR MARX zum 20-jährigen Jubiläum zu gratulieren. Aus einem zarten Pflänzchen ist in zwei Jahrzehnten ein großer starker Baum erwachsen. EINE KUH FÜR MARX ist zu einer wichtigen Stütze für viele Menschen vor Ort in Russland geworden. Der Erfolg ist eng verbunden mit dem Namen Ottmar Steffan und vielen, vielen Spenderinnen und Spendern, die ihm und EINE KUH

FÜR MARX unermüdlich die Treue halten. Das Gelingen des Projekts ist zugleich ein Beweis für die verantwortungsvolle Arbeit der Caritas. Die Arbeit auf deutscher und russischer Seite zeigt, wie Caritas-Netzwerke funktionieren. Wir tragen Verantwortung füreinander – und dies langfristig. Wir gratulieren allen Beteiligten von ganzem Herzen und wünschen allen Hilfesuchenden sowie Helferinnen und Helfern weiterhin viel Kraft und Gottes Segen.

Ihr

Franz Loth

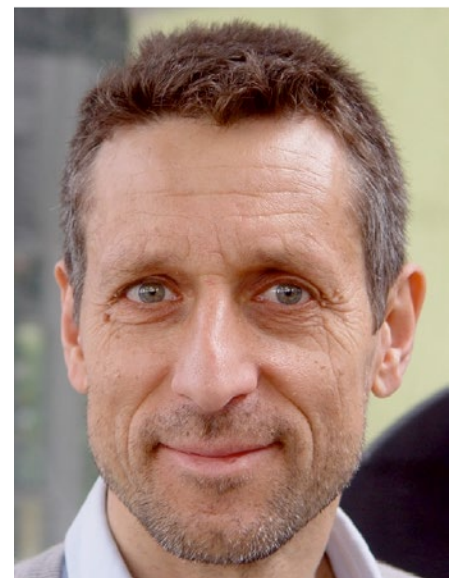


Caritasdirektor Franz Loth. Foto. Caritas Osnabrück.

Liebe Leserinnen und Leser!

Ich sitze dieser Tage manchmal auf dem Teppichboden in meinem Büro, blättere und lese in alten KUH-Zeitschriften. Vergilbte Fotos fallen mir vor die Füße und die Erinnerungen dazu. Es ist eine bewegende Stimmung, die in mir aufkommt. In Gedanken versunken lasse ich 20 Jahre Russlandhilfe im Zeitraffer Revue passieren, merke aber schnell, dass es mich überfordert, diese Jahre auch nur ansatzweise aufzunehmen. Aus der Rückblende fällt mir auf, wie blauäugig und wie typisch deutsch ich damals in die Russlandhilfe reingeschlittert bin und mich anfänglich verhalten habe. Immer wieder hat mir dabei mein „deutscher Kopf“ einen Streich gespielt, besonders wenn ich die gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen versucht habe zu ver-

stehen, sie zu verarbeiten und für mich logisch in Handlungskonzepte übersetzen wollte. Wenn ich eines (hoffentlich) gelernt habe in den 20 Jahren, dann ist es, die besondere Situation in Russland anzunehmen, wie sie ist und nicht immer wieder zu versuchen, sie mit den Gegebenheiten in Deutschland zu vergleichen. Ich habe des Weiteren gelernt, eine bescheidene und demütige Haltung gegenüber den katholischen Bischöfen, Priestern, Ordensschwestern, Caritasmitarbeitern und allen Menschen guten Willens in Russland einzunehmen und ihnen von Herzen zu danken, wie sehr sie sich für Menschen einsetzen, die zu ihnen kommen und um Hilfe jeglicher Art bitten. Ich durfte Personen begegnen, die sich der scheinbaren Ausweglosigkeit von Schicksalen entgegen-



Ottmar Steffan, Fachreferent für Weltkirchliche Arbeit in Mittel- und Osteuropa. Foto: Jannis Steffan.

stellen und alles in ihrer Kraft stehende tun, um das Leben von Menschen, gerade am Rande der Gesellschaft, wieder

erträglich und lebenswerter zu machen.

Auf all meinen Reisen habe ich hinter Fassaden und in Behausungen schauen dürfen und dabei Lebensumstände mitbekommen, die mich tief bewegt, berührt und auch aufgewühlt haben. Ich erinnere mich an einen Obdachlosen, den wir hinter dem Bahnhof in Astrachan mit Lebensmitteln versorgt haben und der mir erlaubte, ihn zu fotografieren. Am nächsten Tag erfuhr ich von unserem damaligen Freiwilligen David, dass er ihn ganz in der Nähe unserer Begegnung tot neben einem Fernwärmeheizungsrohr gefunden hat. Ich erinnere mich an Raschid, den Obdachlosen in Naltchik, der im Straßengraben beinahe erfroren ist, von den Mutter-Teresa-Schwestern versorgt und aufgepäppelt wurde und heute mit seinen erfrorenen Fußstumpfen in einer staatlichen Unterkunft für Obdachlose lebt. Oder ich erinnere mich an Katja, die mit ihrer alkoholkranken Mutter auf der Straße lebte, von der Gemeinschaft Johannes XXIII. in ihr Familienhaus aufgenommen und großgezogen wurde und nun in St. Petersburg am Ende ihres Medizinstudiums steht. Oder an Alexander aus Marx, der nach einer Alkoholtherapie wieder das Sorgerecht für seine Töchter mit Hilfe von Schwester Helena erstritt. Olga, die mit ihren Kindern Sergej und Irina Unterschlupf im Mutter-Kind-Haus St. Sophia in Novosibirsk fand, nachdem ihr Mann erst sie und dann ihre Kinder geschlagen und fortgejagt hat. An Familie Gepp denke ich zurück, sie war eine unserer ersten Kuhfamilien. Ihre Tochter Kristina war damals 3 Jahre alt und ist heute selber Mutter von 3 Kindern. Ihre Eltern sind schon längst verstorben. An die 92-jährige Alexandra aus Ischim, die nach ih-

rem Oberschenkelhalsbruch von ihrer Tochter mit Hilfe der Caritas Hauskrankenpflege zu Hause gepflegt werden kann.

Ich könnte diese Aufzählung seitenweise fortführen und erinnere mich dabei, was Bischof Pickel einmal gesagt hat: Die katholische Kirche in Russland ist klein, unsere Kräfte sind sehr eingeschränkt, dennoch weiß ich bei jedem, der zu mir kommt und dem ich in die Augen schaue, wie nötig und wichtig unsere Arbeit hier ist.

Wir haben mit unserer Russlandhilfe EINE KUH FÜR MARX einen bescheidenen Beitrag geleistet, die sozialen Dienste der katholischen Kirche in Russland zu unterstützen, dabei den Einzelnen nicht aus den Augen zu verlieren. Und wir haben auch mitgeholfen in überzeugenden und professionellen Projekten Zeichen zu setzen, wie soziale Arbeit in Russland vorbildlich geleistet werden kann und in den gesellschaftlichen Prozess ausstrahlt. Wer hätte vor Jahren davon geträumt, dass die Caritas in Russland aus dem Präsidentenfonds in Moskau finanzielle Förderung erhält und als vorbildliche Organisation wertgeschätzt wird. Wenn wieder einmal eine unangemeldete Kontrolle der staatlichen Behörden die Caritas heimsucht, dann ist es gut zu wissen, dass es sich immer wieder lohnt, weiterzumachen, die Welt ein Stückchen ins Positive zu verändern. Die katholische Kirche und die Caritas in Russland werden gebraucht. Ihre Arbeit ist nur möglich, wenn Menschen sich dafür einsetzen, in Russland in der konkreten Arbeit und in Deutschland in der partnerschaftlichen Unterstützung, durch ehrenamtliches Engagement und durch Sie als Spender. In dieser Ausgabe wollen wir anlässlich unseres 20jährigen Bestehens zurück-

blicken auf die letzten Jahre, aber auch Menschen zu Wort kommen lassen, die zum ersten Mal für EINE KUH FÜR MARX berichten. Ihre Eindrücke, ihr unverfänglicher Blick auf die Arbeit vor Ort hat uns interessiert: Im Februar fuhr Domkapitular Ulrich Beckwermert, Personalreferent des Bistums, mit mir nach Russland. Im April nahm ich meine Kollegin Franziska Kückmann aus dem Team Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Osnabrücker Caritasverbandes mit auf eine meiner Reisen. Beide hatten bis zu diesem Zeitpunkt nur wenige Berührungspunkte mit unserer Russlandhilfe. Ihre Eindrücke haben sie für uns in dieser Ausgabe niedergeschrieben.

Neben einem kleinen Rückblick auf 20 Jahre Partnerschaft berichten wir auch wieder aus den Projekten vor Ort. Dieses Mal werfen wir einen Blick nach St. Petersburg und Novosibirsk. Auch unsere Freiwilligen kommen wieder zu Wort. Ich hoffe auf viele weitere bewegende und erfolgreiche Jahre von EINE KUH FÜR MARX und danke Ihnen auf diesem Wege ganz herzlich für Ihre Unterstützung unserer Russlandhilfe!

Ihr



Während der Osnabrücker Maiwoche vom 10. bis 21. Mai 2018 freuen wir uns auf Ihren Besuch in unserer Russischen Bar im Kellergewölbe des Bischöflichen Stuhls, Hasestraße 40a, Osnabrück.

Am Samstag, den 23. Juni, freuen wir uns darauf, mit Ihnen gemeinsam das 20-jährige Bestehen von EINE KUH FÜR MARX im Kloster Nette zu feiern. Die Einladung liegt dieser Ausgabe bei.



Editorial	3
Inhalt	5
Blick zurück auf 20 Jahre EINE KUH FÜR MARX	
Ich höre nicht auf zu danken... ..	6
„Auf viele Jahre...!“	7
Not sehen und handeln	10
Warum Russland?	
Fangen Sie mit „1“ an!	16
Zu Gast in Russland	
Für Gott reicht oft das ganz Kleine.....	18
Rückenwind für Familien in Orsk	24
Russland – Land der Extreme	26
Freiwillig in Russland	
Und? – Hat Russland euch verändert?	31
St. Petersburg	
Die Würde jedes Menschen gilt es zu achten	34
Sibirienhilfe	
Minus 25 Grad – kein Dach über dem Kopf	37
Lichtblick für Mütter in Not	39
Statistik	
2017 war das Jahr der Kühe.....	40
Kurznachrichten	
Augenblick mal	41
Impressum - Spendenformular	
Wir über uns	42



Bischof Bode und Bischof Pickel halten freundschaftliche Kontakte zueinander. Foto: Ottmar Steffan.

Ich höre nicht auf zu danken...

Grußwort von Bischof Franz-Josef Bode

„Darum höre ich nicht auf, für euch zu danken, wenn ich in meinen Gebeten an euch denke; denn ich habe von eurem Glauben an Jesus, den Herrn, und von eurer Liebe zu allen Heiligen gehört“ (Eph 1,15-16). Dieses Wort des Völkerapostels Paulus sagt alles, was mir zu 20 Jahren Russlandhilfe unserer Caritas am Herzen liegt. Ich höre nicht auf zu danken, wenn ich an meine Begegnungen mit der kleinen katholischen Kirche in Russland denke. Eingestreut in die Weiten Westrusslands sind die rund 20 000 Katholiken der Diözese Sankt Clemens wie

Saatkörner in einer Fläche viermal so groß wie die Bundesrepublik. Und diese Saat bringt Pflanzen und Früchte hervor in Gebet und Gottesdienst, in Klöstern und sozialen Einrichtungen, in der schlichten karitativen Hilfe für Arme, Leidende, Obdachlose, Alte und Kinder. Der Besuch der Pfarreien in Wolgograd, Saratow, Marx, Uljanowsk und Kasan hat mir gezeigt, wie kleine lebendige Zellen von gläubigen Christen, die eher wachsen als schrumpfen, zusammen mit ihrem Bischof Clemens Pickel manche Hoffnung und Kraft geben können.

Ebenso höre ich nicht auf zu danken für alles, was unsere Caritas sehr persönlich, pastoral, spirituell und lebenspraktisch dort einsetzt, um diese Saat in der weiten Steppe und den riesigen Städten lebensfähig, einladend und wirksam zu halten. Damit ist die Person Ottmar Steffan untrennbar verbunden. Ich konnte den Glauben und die Liebe der Menschen dort wie auch bei unseren eigenen Leuten erleben und die Hoffnung, die die Augen erleuchtet trotz vieler leidvoller Erfahrungen.



Bischof Clemens Pickel: Am Tag seiner Bischofsweihe vor der Marxer Kirche zusammen mit den Eucharistieschwestern.
Foto: privat.

„Auf viele Jahre...!“

Worte des Dankes von Bischof Clemens Pickel

20 Jahre sind es wert zurückzuschauen und zu danken. Um es systematisch zu tun, müsste ich vorher in Rente gehen. Um es „bildhaft“ – mit Fotos zu tun, wo ich doch seit meinem 10. Lebensjahr leidenschaftlich gern fotografiere, hätte ich damals eine Digitalkamera haben müssen. Es war aber – damals – ganz anders...

Am 8. März 1998 erfuhr ich vom „Wunsch des Heiligen Vaters“, dass ich Bischof werden solle. Etwa zwei Wochen später verkündete es Radio Vatikan.

Die Bischofsweihe hatte innerhalb von 3 Monaten an jedem beliebigen Ort außerhalb Roms (das ist dem Papst reserviert) stattzufinden. Ich schob es hinaus, wie ich nur konnte und wurde am 7. Juni 1998 in der Christkönigskirche in Marx, wo ich zu der Zeit Pfarrer war, vom Nuntius aus Moskau geweiht. Ich blieb auch Pfarrer, weil ich keinen Nachfolger fand und die junge Gemeinde (und die Schwestern) nicht ohne Priester lassen wollte. Meine „Bischofsstadt“ wurde Saratow, nur 60 km von Marx entfernt. Das ließ

sich unter einen Hut (unter die Mitra) bringen: Von morgens bis 15.00 Uhr - Bischof in Saratow; ab 16.00 Uhr - Pfarrer in Marx. Oft musste ich mir Vertretungen besorgen. Bis von Moskau kamen die Priester, um mir zu helfen.

Nach zwei Jahren war dieser Stress-Test an seine äußersten Grenzen gekommen. Ich war an meine Grenzen gekommen. Gott wusste das auch. – Gott sei Dank!

Ehrlich, es war ein Schlag für mich zu hören, dass ich Bischof werden sollte. Ich war traurig,



Foto: privat.

der fortschrittlichsten in der Kreisstadt, denn es konnte Faxnachrichten (auf Thermopapier) empfangen. Eines Abends ratterte da der Brief von Ottmar Steffan aus der Rolle.

Ich hatte schon acht Jahre Erfahrung mit deutschen „Interessierten“. Noch mit dem Wind der Wiedervereinigung in den Segeln, hatten bereits viele ihre Hilfe angeboten und Gutes getan: kleine geistliche Gemeinschaften, Bundestagsabgeordnete, Leute aus der Wirtschaft. Aber der Wind konnte sich schon nach kurzer Zeit drehen. Deutschland war extrem schnelllebig geworden, was sich manchmal bis in die Erwartungen der Hilfswerke niederschlug. Das wiederum machte uns niedergeschlagen. „Lieber ans Dunkel gewöhnt bleiben, als sich von Strohfedern blenden lassen!“ – So in der Art, reagierte ich auf das Hilfsangebot des unbekanntenen Herrn von der Caritas in Osnabrück. Dass er mit Aussiedlern aus Russland und Kasachstan zu tun hatte, brachte ihm Punkte. Meine Wolga-Pfarrei erlebte in den 90-ern einen Massen-Exodus nach Deutschland. Ich bot Herrn Steffan an zu kommen. Sonst hätte es keinen großen Sinn. Der Besuch kam zustande und brachte das berühmte Eine-Kuh-für-Marx-Projekt in die Spur. Später wurde auch ich eingeladen. Vor der Christkönigskirche in Osnabrück machte Ottmar Steffan „richtige“ Bischofsfotos von mir, in Soutane, mit Kreuz und so. Dann schenkte er mir einen ganzen Stapel Abzüge des Bildes im A-4-Format. In vielen Sakristeien des Bistums Sankt Clemens hängt das Foto bis

denn ich war gern Pfarrer und gern in Marx. Aber ich kam aus der „Schlinge“, die etwas mit Gehorsam zu tun hatte, nicht heraus (Die einzige Freude, die sich anfangs in jener Tatsache verbarg war jene, dass mich mein Heimatbischof in Dresden nun nicht mehr zurückholen konnte.). Ehrlich gesagt, ich bin auch heute noch manchmal traurig darüber, nicht mehr Pfarrer zu sein. Aber wen kümmert das? Und es wäre sehr undankbar, wenn ich das betonen würde. Gibt es doch wirklich viele Gründe, die mich dankbar machen, sobald ich sie mir nur von neuem vor Augen halte. Nur als Bischof habe ich die Möglichkeit bekommen, über 100 geistliche Oasen im viermal-Deutschland-großen Bistum kennenzulernen, überall Men-

schen zu begegnen, die es ernst meinen mit ihrem Glaubensbekenntnis. Und ich habe treue Freunde geschenkt bekommen, die mir mit Rat, Gebet, Geduld und ihrem persönlichen, alltäglichen Beispiel geholfen haben: Pater Michael Screene, mein erster Generalvikar, Schwester Helena, die langjährige Oberin der Schwesterngemeinschaft in Marx, Oksana, unsere Caritasdirektorin... Und irgendwo taucht bei diesen Gedanken dann auch das Fax aus Osnabrück auf. In meinem 47 Quadratmeter kleinem Pfarrhäuschen gab es 1998 noch keinen Computer. Ich tippte meine Briefe auf einer Reiseschreibmaschine aus der DDR, die am Zeilenende immer klingelte, damit man rechtzeitig den Trennstrich setzen konnte. Mein Telefon war damals eines





Die Klosterbauer beim Abendbrot mit Pfarrer Bosco und Eucharistieschwestern nach getaner Arbeit in der Garage des Pfarrhauses in Marx. Foto: Clemens Pickel.

heute. Seit fast 20 Jahren! Manchmal schwenken kleine Ministranten vor der Messe den Blick zwischen Foto und mir und scheinen zu grübeln, ob „der da“ nicht etwas mit mir zu tun hätte.

„Osnabrück“ war kein Strohfeder. Besuche hin und her, Weihbischof Kettmann, GMH, die Kleiderkammer, Thuine, Kibo und Bibi ... Ein Versuch, alle aufzählen zu wollen, die in diese Freundschaft hineinwachsen, wäre töricht. Wir nennen es heute Bistumspartnerschaft, worin sich jeder herzlich eingeschlossen fühlen möge, der damit zu tun hat. „Jeder und jede“ – um dem heutigen Deutsch gerechter zu werden. Persönlich möchte ich nur noch auf eine ganz spezielle Truppe eingehen,

auf Männer, die ihr Handwerk verstehen und uns seit zwei Jahrzehnten davon profitieren lassen, die aber auch gleichzeitig ein Beweis dafür sind, dass die nie dokumentarisch fixierte Verbindung zwischen unseren Bistümern keine Einbahnstraße ist. Ich meine die „Klosterbauer“. Mit dem Bau des Klosters in Marx fing es an. Daher der Name. Nicht ganz außenstehend, aber ein wenig von der Seite betrachtend, sehe ich, dass die Männer nach ihren Freiwilligen-Einsätzen beschenkt nach Hause zurückkehren. Die Begegnungen mit Christen in unseren kleinen, oft armen Gemeinden, sind herzerfrischend für jeden, der selber ein gutes Herz hat.

Liebe Freunde, ich muss schließen, weil ich – wie ja oben angedeutet – noch nicht in Rente gegangen bin. Ich gebe zu, dass ich nach Fotos gesucht habe. Aber im Blick auf einen so großen Zeitraum war es zu schwer zu entscheiden, ob dieses oder jenes. Und ganz vom Anfang fehlen die Bilder. Eins aber habe ich beim Stöbern festgestellt: Wir sind ganz schön älter geworden! Und die Zeiten haben sich geändert. Wie schön ist es, Christ zu sein und zu wissen: Er hat uns in seine Hand geschrieben. Wir sind sein. (vgl. Jes 49,16). Ich danke und hoffe „auf viele Jahre“, wie man sich in Russland zu Jubiläen wünscht.

Clemens Pickel



Jeder Einwohner des Dorfes Tarasowka - ob klein, ob groß - erhielt ein Lebensmittelpaket bei den ersten Transporten vor 24 Jahren, so auch dieser Invalide. Foto: Ottmar Steffan.

Not sehen und handeln

Wie fing alles an? Welche Widrigkeiten galt es in den ersten Jahren zu überwinden? Wie war die politische Situation Anfang der 90er Jahre, als man vonseiten der Osnabrücker Caritas mit der Russlandhilfe startete?

von Ottmar Steffan

Als ich im Sommer 1994 das erste Mal nach Russland flog, befand sich Russland mitten in einer schweren Wirtschaftskrise. Viele Menschen hatten in dieser Zeit kaum das Nötigste. Die Spätfolgen der Sowjetzeit, die Folgen der gescheiterten Gorbatschow-Ära und vor allem der chaotischen Jelzin-Zeit machten sich immer stärker bemerkbar. We-

nige hatten viel zu viel, wirtschaftliche und vor allem politische Beziehungen brachten einer dünnen Oberschicht Macht und reichlich Geld für die eigene Tasche und den eigenen Clan.

Auf der Strecke blieb der Großteil der Bevölkerung. Löhne wurden nicht, nur teilweise, in Materialien oder verspätet ausgezahlt. Rentner

warteten Wochen oder Monate auf ihre Pension.

Russlanddeutsche, die damals in die Aussiedler-Beratungsstelle des Caritasverbandes Osnabrück kamen, in der ich arbeitete, berichteten, dass ihre noch in der Heimat lebenden Verwandten nicht wüssten, wie sie ihre Familien ernähren und mit dem Nötigsten versorgen sollten.





Die Dorfbewohner warteten geduldig auf die Pakete mit ihren eingetragenen Namen. Foto: Ottmar Steffan.

Das war für unsere kleine Ehrenamtsgruppe, die sich um die russlanddeutschen Neubürger in Osnabrück kümmerte, das Signal aktiv zu werden und einen Hilfstransport mit Lebensmittelpaketen in Dörfer im Kaukasus zu organisieren. Wenn ich nur annähernd gewusst hätte, was sich unser kleiner Kreis von 1994 bis 1996 vor die Brust genommen hatte...

In diesen drei Jahren haben wir insgesamt drei Hilfstransporte mit sechs LKW-Ladungen voller Lebensmittelpakete, Kleidung und medizinischer Geräte durchgeführt. Wir mussten uns gegen viele bürokratische Widerstände aufseiten des russischen Zolls und anderer administrativer Stellen vor Ort im Nordkaukasus durchsetzen. Die Dankbarkeit und Freude der

notleidenden Dorfbevölkerung war sehr groß. Jeder Dorfbewohner erhielt ein Lebensmittelpaket im Werte von gut 60 DM. Dies entsprach in etwa der damaligen Mindestrente bzw. einem halben Monatslohn vieler. Doch die Auflagen, die wir zu erfüllen hatten, um unsere Transporte durchzuführen, und nicht zuletzt das Entzollen vor Ort, das uns auch nach tagelangen Anstrengungen und stundenlangem Warten in den Behörden die Verteilung unserer Güter fast unmöglich gemacht hat, führte dazu, dass sich unsere Ehrenamtsgruppe schweren Herzens nach nur kurzer Zeit zum Beenden der Transporte entschließen musste.

1997 war dann ein Jahr der Pause unserer Russlandaktivitäten, bis im Juni 1998 der Osnabrü-

cker Kirchenbote von der Ernennung des Priesters Clemens Pickel berichtete, der zum Weihbischof in Moskau ernannt wurde. Clemens Pickel, Priester des Bistums Dresden-Meißen, wurde 1988 zum Priester geweiht und ging nach seiner Kaplanstätigkeit 1990 als Pfarrer nach Tadschikistan. Als Joseph Werth im Sommer 1991 in Moskau zum Bischof von Sibirien geweiht wurde, übernahm Clemens Pickel seine Pfarrei in Marx an der Wolga.

Unsere Ehrenamtsgruppe beschloss, nach dem Zeitungsartikel Kontakt zu Clemens Pickel aufzunehmen, um ihm eine Zusammenarbeit mit uns anzubieten. Die allererste Kuh-Zeitung (damals noch unter dem Titel „Info-Marx“) erschien im Oktober 1998 und bestand gerade



einmal aus acht zusammenge-tackerten Seiten. Auf Seite 1 druckten wir meinen Brief an Weihbischof Pickel vom 24.6.1998 ab. Mein damaliger Brief endete mit folgenden Zeilen:

Der Grund unserer Kontaktaufnahme zu Ihnen ist nun die Hoffnung, in Ihrem Bistum eine Kirchengemeinde zu finden, die als gleichwertiger Partner ein Interesse hat, mit uns Kontakt aufzunehmen und mit uns gemeinsam zu überlegen, ob ein Aufbau von Hilfsmaßnahmen wünschenswert ist. Dabei geht es uns vor allen Dingen darum, Art und Umfang unserer Kontakte und Hilfsangebote gemeinsam abzusprechen und eine partnerschaftliche Verbindung aufzubauen. Es ist uns daran gelegen, Kontakte zu knüpfen, die zum Ziel haben, eine Hilfe zur Selbsthilfe aufzubauen. Wir würden uns sehr freuen, wenn Sie uns beim Aufbau eines solchen Kontaktes behilflich sein könnten. [...]

Bereits am gleichen Abend erhielt ich per Fax ein Antwortschreiben, aus dem ich gerne zitieren möchte:

[...] Unweit von Marx, etwa 50 Kilometer gen Osten haben wir eine Außenstation, eine legal registrierte Gemeinde ‚Maria von der immerwährenden Hilfe‘, das Dorf heißt Stepnoje. Vor ein paar Jahren waren es nur ein paar Häuschen, ab 1992 hat man mit Mitteln der Bundesregierung (Dr. Horst Waffenschmidt) etwa 80 Wohnungen dazu gebaut, speziell für die damaligen Flüchtlinge (meist



Bilder von der Reise nach Marx und dem ersten Treffen mit Bischof Clemens Pickel und Schwester Helena. Fotos: privat.



deutscher Nationalität) aus Tadschikistan aber auch aus Kasachstan und Kirgisien.

Wir, die katholische Gemeinde in Marx, haben die Flüchtlinge in der ersten Zeit mit Lebensmitteln und Textilien versorgt. Zu Weihnachten und Ostern konnte ich den Familien je eine Spende zwischen 50 und 100 DM überlassen, die ich aus den verschiedenen privaten Zuwendungen unter Freunden in Deutschland nahm. Bis heute haben die Leute dort keine Arbeit, viele sind zu Alkoholikern geworden. Wer noch Geld hatte, siedelte nach Deutschland über, als ob die Wolga nur ein Zwischenlager wäre. Die Kolchoseverwaltung ist den Zugereisten nicht sehr wohlgesonnen. Auch wer Arbeit hatte, bekam kein Geld. Inzwischen ist die Lage sehr nervenaufreibend geworden. Es gibt keine Perspektive für die meisten, die dort leben ... Vielen Dank für Ihr Interesse und alle Sorge, die Sie sich um die Menschen in Russland machen.

Der 24. Juni 1998 kann als Geburtstag der Russlandhilfe EINE KUH FÜR MARX gelten. Von diesem Zeitpunkt an waren wir in engem Kontakt mit Bischof Clemens Pickel und seiner Gemeinde. Aus diesem zarten Pflänzchen sollten in den nächsten Jahren viele Projekte auch weit über die Grenzen von Marx und dem Bistum St. Clemens hinaus entstehen. So fällt also nicht ohne Grund die Jubiläumsfeier auf Samstag, den 23. Juni 2018.

Anfang November fuhr ich zusammen mit Georg Watell und Monika Roder, Mitglieder unserer Ehrenamtsgruppe, nach Marx. Am 2.11.1998 starteten

wir in Bielefeld mit dem Bus in Richtung Moskau. Dort hatten wir zwei Tage Aufenthalt und fuhren am 6.11.1998 weiter mit dem Zug nach Saratow. Von dort ging es noch einmal mit dem Bus nach Marx, wo wir am 7.11.1998 nachmittags von Clemens Pickel erwartet wurden. Von unserem viereinhalb Tage dauernden Aufenthalt in Marx und Umgebung möchte ich aus meinen Tagebuchaufzeichnungen zitieren:

Sonntag, 8.11.1998 ... fahren wir weiter ins Dorf Stepnoje. Bereits ziemlich zu Anfang des Dorfes müssen wir die Wagen zurücklassen. Sie kommen nicht mehr durch. Wir werden schon erwartet. Das Dorf ist in zwei Teile getrennt, dem alten Orts- teil und den fein säuberlich in Reih und Glied aufgestellten Häuschen mit deutscher Finanzierung. Nach sechs Jahren nagt bereits der Zahn der Zeit an ihnen. Es sind russische Fertighäuschen, die sehr einfach gebaut sind und schon jetzt Reparaturen und Renovierungen erforderlich machen... Wir gehen hinein und werden, wie gesagt, von einer großen Zahl Mütter mit ihren Kindern und Enkelkindern erwartet. Männer? – Fehlanzeige! Sie sitzen zu Hause und sind teilweise zu nichts mehr zu bewegen. Alkohol ist Bestandteil täglichen Familienlebens im Dorf und wirkt zerstörerisch. Die beiden Beerdigungen, die der Bischof bisher unter den deutschen Flüchtlingsfamilien aus Tadschikistan hatte, waren Alkoholiker, die an den gesundheitlichen Folgen ihres Alkoholkonsums gestorben sind. In Marx und Umgebung, so könne der Bischof beurteilen, stürben

mehr Menschen eines unnatürlichen Todes als eines natürlichen.

Das Wohnhaus, in dem die Beichte und die Katechese durchgeführt werden und die Heilige Messe gefeiert wird, gehört der Witwe Maria Fischer und besteht aus drei Zimmern, Küche, Bad. [...] Das Haus ist voll, von drei bis 83 Jahren geht die Altersspanne der anwesenden Gläubigen. Es mögen heute - vielleicht auch unseretwegen - weit über 50 Personen sein. Nicht alle passen daher in die Wohnstube, die voller Stühle und Bänke steht. Der Gesprächsverlauf ist zunächst sehr zäh. Das gibt sich aber schnell. Die Frauen gehen nacheinander zur Beichte, andere Frauen sowie einige der Jugendlichen und Kinder zur Katechese. 1 ½ bis 2 Stunden wird dies in Anspruch nehmen, bevor dann nach einer neuen Lüftungsaktion die Heilige Messe beginnen kann. Die Gesprächsthemen sind vielfältig, es geht zunächst um die unmenschliche Lebenssituation im Dorf. Viele Monate schon haben die Familien kein Geld gesehen, eine Arbeit haben die wenigsten. Der Lohn ist im Dorf sieben Monate im Rückstand. Eine soziale Absicherung, vergleichbar mit Sozialhilfe oder Arbeitslosenunterstützung gibt es nicht. Hier geht es um das nackte Überleben. Kindergeld hat der Staat seit einigen Monaten eingeführt. Angekommen ist noch nichts. So erzählen uns die Frauen, einige auch in fließendem Deutsch, dialektgeprägt, wie sie für die Familien um jedes Brot kämpfen. Die größte Not wird der Winter bringen. Das Gas arbeitet schon seit Wochen nicht richtig. Der



Zu Gast bei Familie Gepp im Wolgadorf Podlesnoje, früher Unterwalden. Die damals dreijährige Tochter ist heute selbst Mutter von drei Kindern. Foto: Ottmar Steffan.

Druck ist teilweise so schwach, dass in Stepnoje nur noch so viel ankommt, dass auf dem Herd das Flämmchen nicht ausgeht. Damit, so die Frauen, lässt sich tagsüber nicht einmal eine Tasse Tee kochen. Kinder müssen angezogen ins Bett, denn auch die Heizung arbeitet mit Gas und der Winter kommt erst noch. Der Strom fällt darüber hinaus stundenlang aus. Im Dunkeln bei Kälte – was ist das für ein Leben – dazu noch hungrig und ohne Hoffnung auf eine Änderung – was für eine Perspektive!? Dennoch jammern und klagen die Frauen nicht, sie schildern lediglich ihren Alltag und dann kommt das, was ihre tiefe Gläubigkeit ausmacht. Ihr unbändiges Gottvertrauen und der innige Dank an den Bischof, sie nicht im Stich zu lassen. Ohne den Pater (Bi-

schof) und ohne die Schwestern – so hören wir immer wieder – wäre es alles noch viel schlechter und schlimmer. Ja, wer weiß, ob sie alle noch am Leben wären. Gott und das alltägliche Gemeindeleben gibt diesen Menschen Kraft [...]

Montag, 9.11.1998... der Bischof gibt uns bekannt, dass er mit uns und Schwester Helene ins Dorf Podlesnoje fahren will. Dort wohnt eine Familie mit sieben Kindern, drei davon sind in Kasachstan verheiratet. Die Familie gehört zwar nicht zur Kirchengemeinde, von Zeit zu Zeit bittet die Mutter die Schwestern aber um Hilfe, jedes Mal, wenn sie nicht mehr weiter weiß. Wir nehmen vier Unterwäschegarnituren mit. Die Schwestern haben Essen und Kleidung eingepackt. Zwei große Taschen voll. Wir fahren in

die Steppe hinein, erreichen nach gut 30 Minuten das Dorf. Die Familie ist überrascht. Wir kommen bereits vier Tage nach dem Hilfebrief. Die Mutter ist mit den drei kleinen Kindern allein zu Hause. Ihr Mann sucht mit dem 17-jährigen Sohn Arbeit, um vielleicht ein paar Rubel mit nach Hause zu bringen. Die Mutter bittet uns freundlich herein. Wir setzen uns und sie beginnt, zu erzählen. Die Kuh ist erkrankt und musste notgeschlachtet werden, damit fällt nicht nur die Milch aus, auch das Fleisch konnte nicht mehr verwertet werden (Anmerkung der Redaktion: Familie Gepp wird eine der ersten Kuhfamilien). Ihr Mann hat seinen Lohn zuletzt vor 2 Jahren erhalten. Sie ist an den Augen erkrankt, das Krankenhaus hat sie aber wieder nach Hause geschickt –





Mitte der Neunzigerjahre war es im ganzen Land üblich, für seine Grundversorgung, wie hier für Brot anzustehen. Foto: Ottmar Steffan.

sie konnte nicht bezahlen – vielleicht hat sie eine Starerkrankung. Sie hat Angst, blind zu werden. Die Töpfe sind leer, die Kinder laufen mit geflickten und alten Sachen herum, mit Löchern in den Strümpfen. Sie machen einen aufgeweckten – fast glücklichen, zufriedenen Eindruck. Den Eindruck habe ich bei vielen Kindern in den letzten Tagen gehabt, es scheint als fügten sie sich in ihr Schicksal und machten das Beste daraus. Was bleibt ihnen auch anderes? Wir erfahren, dass die Familie drei Söhne im Alter von 17, 10 und 7 Jahren und als Nesthäkchen - eine dreijährige Tochter - noch zu Hause hat. [...] Der jüngste Sohn André hat einen nicht ausgebildeten Gaumen. [...] Nur mit großer Mühe kann man ihn verstehen. Eine Operation könnte ihm helfen. [...] Die

2.400- Rubel (300 DM) kann die Familie nie in ihrem Leben aufbringen. Von diesem Zeitpunkt an begannen wir mit der Unterstützung der Menschen vor Ort. Oft habe ich durch Krankheit, Arbeitslosigkeit, Armut, Gewalt, Alkohol zerrüttete Familien und an den Rand gedrängte Menschen gesehen. Russland wird oft unter dem Stereotyp einer verrohten, verfallenen und ausgemergelten Gesellschaft gesehen, dessen zweites Gesicht die neureichen und protzigen Russen sind. Meist wirken die gezeichneten Bilder düster und abschreckend. Russland ist deshalb oft mit negativen Schlagworten besetzt. Doch was liegt zwischen bettelarm und steinreich? Das sind die Menschen, die täglich ihren Alltag meistern und versuchen, dem Elend zu entkommen, die erkannt haben,

dass Russland so nicht weitermachen kann.

In diesem Spannungsfeld leben wir mit unserem Netzwerk der Caritas, um den Menschen aus bedrückender Armut zu helfen und zugleich darin zu unterstützen, eine zivilgesellschaftliche Entwicklung voranzubringen. Von der katholischen Kirche und der Caritas gehen Impulse aus. Privatpersonen, kooperierende Einrichtungen, Behörden nehmen diese Impulse auf. Die Menschen in den Brennpunkten wissen, dass ihre Lage nicht von heute auf morgen zu ändern ist. Sie brauchen Menschen, die ihre Not sehen, sich an ihrer Seite einfinden und bereit sind, mit ihnen die ersten Schritte zu gehen – ganz im Zeichen der Lösung von Caritas Deutschland: Not sehen und handeln.

Fangen Sie mit „1“ an!

Auszüge aus einem Festvortrag von Schwester Elisabeth Jakubowitz anlässlich eines Jubiläums der Caritas im Bistum Erfurt im Jahr 2010. Im Rahmen der Feierlichkeiten wurde damals auch das 15jährige Bestehen der Sibirienhilfe gefeiert.

„Für uns gibt es keine perspektivlosen Menschen und hoffnungslosen Fälle. Wir bekennen uns zum Recht jedes Menschen auf ein würdevolles Leben, unabhängig von seiner momentanen Situation, und fördern die Entfaltung seiner Begabungen, die ihm von Gott gegeben sind.“ So endet das Leitbild der Caritas Sibirien, an dem Schwester Elisabeth wesentlichen Anteil hatte. Sie war es, die von 1995 bis 2013 zunächst in der Leitung der Caritas Omsk und dann als Direktorin der Diözesancaritas in Novosibirsk mit ihren Mitarbeitern die Caritas zu einer professionellen und spirituellen Organisation entwickelt, die sich weit über den katholischen Raum ein hohes Ansehen in der Bevölkerung, in der Gesellschaft und sogar bei staatlichen Stellen geschaffen hat.

Mit welcher Leidenschaft und Nächstenliebe diese Arbeit umgesetzt wurde und wird, machen die folgenden Zeilen von Schwester Elisabeth deutlich:

Was für einen Gewinn haben Sie davon, dass Sie diese Arbeit machen? – Diese Frage ist mir in den 15 Jahren in Sibirien unzählige Male gestellt worden – von Zöllnern, von Beamten, aber auch von Menschen, die sich um Hilfe an die Caritas gewandt haben. Am Anfang



Schwester Elisabeth Jakubowitz hat die Caritas Sibirien in aufopferungsvoller Weise zu einem vorbildlichen und geschätzten Wohlfahrtsverband aufgebaut. Foto: Caritas Sibirien.

dachte ich, ich hätte die Frage nicht richtig verstanden. Den Begriff „Gewinn“ hatte ich noch nie bewusst in Zusammenhang mit meiner Arbeit gebracht – weder als Krankenschwester im Krankenhaus noch als Leiterin der Caritas-Sozialstation in Erfurt. Genauso fremd erschien er mir in Bezug auf meine Arbeit in Sibirien.

Ich habe also im Wörterbuch nachgeschaut, ob dieser Begriff vielleicht verschiedene Bedeutungen hat. Das war nicht so. Deshalb habe ich angefangen, mir diese seltsame Frage selbst zu stellen: „Was gewinne ich eigentlich durch diese Arbeit? [...] Was treibt [mich] an, ka-

tholische Sozialarbeit im tausende Kilometer entfernten Sibirien zu unterstützen?“

Bei dieser Frage tauchten in meinen Gedanken verschiedenste Worte wie Blitzlichter auf: Der Leitsatz der Caritas in Deutschland NOT SEHEN UND HANDELN, der Leitsatz der Caritas in Russland DIE LIEBE CHRISTI DRÄNGT UNS.

Und die Lesung aus dem Buch Jesaja: „Der Geist des Herrn ruht auf mir. Denn er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine frohe Botschaft bringe und alle heile, deren Herz zerbrochen ist, damit ich die Entlassung der Gefangenen verkünde

und die Befreiung der Gefesselten, damit ich ein Jahr der Gnade des Herrn ausrufe.“

Ich war aufs Neue fasziniert von diesen Worten. Sie sind für mich wie ein Credo der Caritas, der Sendungsauftrag für das soziale Engagement der Gemeinden, und die Seele der „Sibirienhilfe“ der Caritas im Bistum Erfurt und weit über das Bistum hinaus.

Doch wie sieht das eigentlich in der Praxis aus? Armen eine frohe Botschaft verkünden, Menschen heilen, deren Herz zerbrochen ist, Gefangenen die Entlassung verkünden, ein Jahr der Gnade des Herrn ausrufen? Welcher Not begegnen Mitarbeiter der Caritas in Sibirien? Wozu drängt die Liebe Christi Gläubige in unseren Gemeinden und die Menschen guten Willens? [...]

Die gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Veränderungen der letzten 20 Jahre hatten in Russland tiefgreifende Folgen für alle Lebensbereiche der Menschen. [...]

Langzeitarbeitslosigkeit, Armut, Alkohol- und Drogenabhängigkeit, ein enormer Anstieg der Kriminalität und der Gewalt in den Familien sind nur einige der Folgeerscheinungen. Zunächst scheinen sie eine direkte Folge der Wirtschaftskrise der 90er Jahre zu sein, in Wirklichkeit liegt ihre Ursache aber in einer Krise der Zivilgesellschaft, deren Wertesystem zutiefst erschüttert wurde.

Jede Form von Gemeinschaft hat ihr eigenes Wertesystem – ob es eine Familie ist, ein Verein oder die Zivilgesellschaft eines Landes. Das Leben jeder Gesellschaft wird geprägt da-

von, welche Werte anerkannt sind und geschützt werden oder nicht. Doch davon zeugen letztlich nicht Gesetze und internationale Deklarationen, sondern das alltägliche Leben. Ich möchte nur drei dieser Werte aufgreifen: Jedes Kind braucht die Fürsorge und Liebe seiner Familie. – die Familie ist die Keimzelle der Gesellschaft, – das Leben und die Würde jedes Menschen sind unantastbar. Diese Grundwerte sind auch in Russland offiziell durch Gesetze und internationale Dokumente anerkannt. Im Bewusstsein der Menschen und damit im Leben der Zivilgesellschaft erweisen sie sich jedoch nicht als tragendes Fundament.

Aufgabe der Kirchen ist es, Probleme und Verirrungen in der Gesellschaft zu erkennen, auf sie aufmerksam zu machen, das Gewissen der Menschen zu sensibilisieren und Lösungsversuche auszuprobieren. [...] In den caritativen Diensten in Sibirien sind heute cirka 180 Mitarbeitern und mehr als 400 ehrenamtliche Helfer im Einsatz. Das solidarische Engagement der Menschen, die in den 15 Jahren unseren Dienst in Sibirien unterstützt haben, ist für sie ein Zeugnis gelebten Glauben und christlicher Verantwortung für die eine Welt.

Und so stellen sich unsere Mitarbeiter inzwischen auch die Frage: Welche Aufgabe hat die Kirche im Aufbau der Zivilgesellschaft? Welchen Einfluss kann sie eigentlich einnehmen, wenn sie selbst eine kleine Minderheit in der Gesellschaft ist?

Mutter Teresa aus Kalkutta wurde einmal von einem Journalisten gefragt, wie sie denn den Millionen von Armen helfen will, die es um sie herum gibt. Ihre Antwort lautete: „Wenn Sie bis zu einer Million zählen, fangen Sie mit „1“ an. Beim Helfen ist das genauso.“

Eine Gesellschaft verändern kann man nur dann, wenn man bei sich selbst anfängt und bei der eigenen Pfarrgemeinde. Die Caritas ist eine unersetzliche „Schule des gelebten Glaubens“ für die Gemeinden und eine „Schule zur Bildung des sozialen Gewissens“ für die Gesellschaft. Wer in der Gemeinde und ihrem caritativen Dienst gelernt hat, welche Konsequenzen der Glaube für das eigenen Leben und das Handeln im Alltag hat, der prägt durch sein Leben unweigerlich die Gesellschaft und macht sich menschlicher – genau an dem Platz, an dem er steht.

Was hat 15 Jahre Sibirienhilfe eigentlich gebracht?

Sie hat die katholische Kirche in Sibirien dabei unterstützt, Menschen zum Dienst am Nächsten zu motivieren und ihre Mission zu erfüllen: den Armen eine frohe Botschaft zu verkünden, Menschen zu heilen, deren Herz zerbrochen ist, Gefangenen die Entlassung zu verkünden, ein Jahr der Gnade des Herrn auszurufen, und von der Liebe Christi gedrängt, die Not der Menschen zu sehen und zu handeln.



Sie sprechen Deutsch miteinander. Die alte russlanddeutsche Frau aus Alexejewka freut sich, mit Ulrich Beckwermert mal wieder jemanden zum „Schwätzen“ gefunden zu haben. Foto: Ottmar Steffan.

Für Gott reicht oft das ganz Kleine...

von Domkapitular Ulrich Beckwermert, Personalreferent des Bistums Osnabrück

Der Winter in Russland tut weh. Bei -31 Grad Celsius muss ich meinen Abendspaziergang durch Orsk abbrechen. Die Kälte schneidet tief ins Gesicht und dringt rasch durch die Kleidung. Orsk liegt im südlichen Ural Russlands, nicht weit weg von der Grenze zu Kasachstan. Die Menschen, die hier leben, kennen die Kälte, dennoch gibt es jedes Jahr Opfer. Vor allem unter den Obdachlosen. Ihnen tut die Kälte nicht nur weh, sie ist

tödlich. In ganz Russland sterben durch den Winter zahlreiche Menschen. Aber nicht nur deshalb ist die Not in Russland groß.

Auf unserer Reise durch den russischen Ural mit den Stationen Orenburg, Orsk, Ufa, Alexejewka und St. Petersburg haben Ottmar Steffan und ich vor allem Kinder- und Behinderten-einrichtungen der Caritas besucht. In Russland gibt es kaum Einrichtungen, die Behinderte fördern. Vom Staat werden sie

vor der Gesellschaft verborgen. Behindert sein gehört sich nicht! Familien geben daher ihre behinderten Kinder in zentrale staatliche Pflegeanstalten, damit sie nicht mit ihren behinderten Angehörigen gesehen werden. Besonders hat mich das Schicksal der Behinderten in St. Petersburg betroffen. Weit außerhalb der Stadt, hinter einem Wald verborgen liegt der Peterhof. Über tausend Menschen mit Behinderung leben hier in einem riesigen Wohnblock.



Der Winter ist lang in Alexejewka. Da laufen auch die Ordensschwwestern hin und wieder mal Schlittschuh.
Foto: Ottmar Steffan.

Durch eine ständig gesicherte Pforte erfolgt der Eintritt in eine abgeriegelte Welt.

Alles ist sauber und gepflegt, die Behinderten sind versorgt, aber es gibt kaum Förderung. Das Pflegepersonal ist schlecht bezahlt und wenig motiviert. Über die Pflege hinaus tun sie kaum etwas. Behinderte, die mehr könnten als nur im Bett zu liegen oder auf dem Flur hin und her zu laufen, verbringen hier ihre Lebensjahre in Eintönigkeit.

Seit fast einem halben Jahr arbeitet eine Freiwillige aus dem Bistum Osnabrück im Peterhof. Edda, 19 Jahre, aus Bissendorf. Ein lebenslustiger und spontaner Mensch, weit weg von der

Heimat und der Familie. Edda hat kein Heimweh, aber dennoch sieht sie traurig aus, als sie uns den Peterhof zeigt. Sie erzählt von den Menschen, mit denen sie dort zusammen ist, von den Fortschritten beim Sprechen und Laufen. Sie erzählt von der Freude und dem Spaß, mit Behinderten zu arbeiten. Aber sie sieht auch, dass es nur einzelne sind, um die sie sich kümmern kann. Es gibt noch einige Freiwillige mehr in diesem Haus, auch aus Russland, aber viel zu wenige für die vielen Hilfebedürftigen. Edda weiß, dass die meisten Behinderten keine Förderung bekommen werden. Einige von ihnen werden daher auch früher

sterben. Betreten verlasse ich den Peterhof.

Ganz anders ist die Behinderteneinrichtung der Caritas mitten in St. Petersburg. Hier ist Mareike aus Emsbüren tätig. Es ist nur eine kleine Gruppe, die betreut wird und die Stimmung eine ganz andere als im Peterhof. Es wird musiziert, Theater gespielt und unter künstlerischer Anleitung gemalt und gezeichnet. Igor sieht meine Begeisterung. Er schenkt mir ein Bild, das er gemalt hat. Es hängt jetzt in meinem Büro und tut mir gut. Frische Farben und klare Strukturen tun jedem Personalbüro gut. Igor ist ein schönes Beispiel dafür, dass Caritas nicht nur geben heißt, sondern auch emp-

fangen. Von der Begeisterung und Freude in diesem Haus nehme ich so viel wie möglich mit nach Hause. Auch Mareike ist begeistert. Edda und Mareike treffen sich regelmäßig und sprechen über ihre Arbeit. Manchmal fließen dabei Tränen. Gut, dass beide sich haben. Wenn Edda und Mareike sich treffen, wird auch viel gelacht. Mitten in Alexejewka, einem kleinen Dorf westlich der Millionenstadt Ufa, steht eine kleine Kirche aus Holz. Vor ca. 20 Jahren wurde sie durch Renovabis und mit Hilfe Ehrenamtlicher errichtet. Heute ist Sonntag. Artur, 15 Jahre, läutet die Glocke. Sein Gesicht ist stark gerötet von der Kälte. Draußen sind -18 Grad. Die Familien mit ihren Kindern kommen. Unzählige Mäntel, Jacken, Handschu-

he und Mützen bedecken einen viel zu kleinen Kleiderständer. Nur durch ein Wunder werden Eltern die Sachen ihrer Kinder wiederfinden. Jeden Sonntag geschieht dieses Wunder. Die Stimmung ist gut, weil die Wärme guttut. Im Gottesdienst wird viel gesungen und während der Predigt viel gelacht. Auch wenn ich die Scherze des Pfarrers (auf Russisch!) nicht verstehe, lache ich mit. Kinder zeigen auf mich und kichern. Ich lächle zurück. Hier fühle ich mich nicht fremd.

Nach dem Gottesdienst trifft man sich im Gemeindehaus. Es gibt heißen Tee. Eine alte Frau spricht mich an. Auf Deutsch. Ein merkwürdiges Deutsch, dass ich erst kaum verstehe. Was sind „Hihner?“ Ach ja! „Hühner“. Wir lachen. Sie zeigt

uns ihr Haus und erzählt ihre Geschichte. Eine traurige Geschichte von Heimatverlust, Vertreibung, Armut, Krankheit und Tod. Verbittert ist sie nicht. Eher dankbar. „Wir haben doch unseren Glauben!“, sagt sie, und singt uns etwas vor. „Heimat, was bist du so schön...“, bringt sie mühsam hervor bis ihr die Luft ausgeht und sie sich kurz setzen muss. Unser Besuch freut sie, strengt sie aber auch an. Beim Abschied wissen wir, dass wir uns nicht mehr wiedersehen werden.

Dann begleitet uns der Pfarrer zum Ortsfriedhof. „Mariana Kunz“, „Katharina Kistner“ und immer wieder der Name „Fischer“ steht auf den Grabsteinen. Alexejewka, ein Dorf mit vielen Russlanddeutschen und vielen katholisch Gläubigen, die



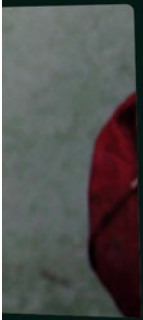
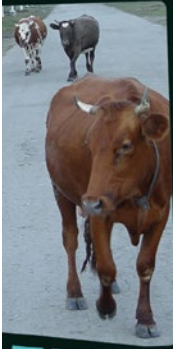
Unsere FDA-Freiwillige Mareike zeigt Ulrich Beckwermert die Theaterkulisse im Dom Maletzki, der Tageseinrichtung der Caritas St. Petersburg für Menschen mit Behinderung. Foto: Ottmar Steffan.

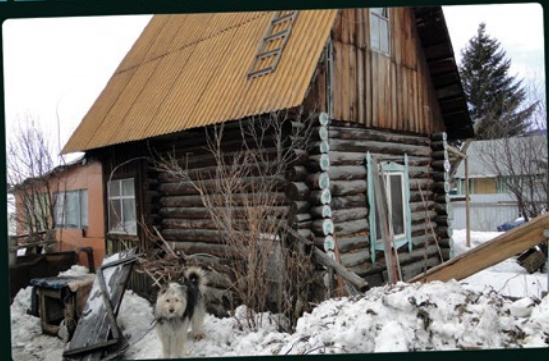


bis 1990 ihren Glauben nur versteckt leben durften – ohne Kirche, ohne Priester. Das ist jetzt anders. Besonders die Kinder profitieren davon. Neben der Kirche steht ein Gemeindehaus, in dem sie sich treffen und spielen können. Der Winter tut auch in Alexejewka weh. Aber hier ist es warm. Oft wärmer als zu Hause, wo das Brennholz fehlt und durch den allgegenwärtigen Alkoholismus Eltern sich zu wenig um die Kinder kümmern. Als wir den Ort verlassen und die Kirche im Rückspiegel immer kleiner wird, bin ich bedrückt über die große Armut, die dort herrscht. Aber ich bin auch froh über die Hoffnung, die hier durch Renovabis und die Kirche eingezogen ist. Noch ist alles in den Anfängen. Aber, Gott sein Dank, es hat angefangen.... Noch gibt es in Alexejewka keine Außenstelle der Caritas. Das wünsche ich mir sehr. Es würde den Pfarrer und sein Team entlasten und nicht alle Aktionen der Gemeinde würden auf sie fixiert sein. Impulse, Anregungen und Korrekturen von außen sind hilfreich. Aktionen, die in Alexejewka erfolgreich laufen, können ins Bistum weitergegeben werden. Nur ein Tropfen auf dem heißen Stein? In diesem Dorf wohnen nur ca. 400 Menschen, im Gebiet der Caritas Südrusslands leben 47 Millionen. „Was ist das für so viele?“ fragen die besorgten Jünger Jesus bei der Brotvermehrung. Alle aber „aßen und wurden satt“ endet diese Perikope. Für Gott reicht oft das ganz Kleine, um Großes zu bewirken – auch im großen Russland.



Gottesdienst, Spaziergang und Besuch bei Edda. Fotos: Ottmar Steffan.





20 Jahre EINE KUH FÜR MARX





Familientreffen und Begegnungsfeste sind wichtiger Bestandteil der Arbeit im Orsker Familienzentrum. Foto: Caritas Orsk.

Rückenwind für Familien in Orsk

von Ottmar Steffan

Es ist eine warme Atmosphäre, die meinen Begleiter Domkapitular Ulrich Beckwermert und mich sofort anspricht, als wir das Zentrum für Familien mit gesundheitlich eingeschränkten oder behinderten Kindern in der katholischen Kirchengemeinde in Orsk betreten – und dies nicht nur, weil es draußen über minus 20 Grad kalt ist. Die Schwestern Oxana und Beata empfangen uns zusammen mit zwei Pädagoginnen und einer Musiklehrerin, die im Familienzentrum arbeiten.

„Die Zahl der Kinder, die mit gesundheitlichen Einschränkun-

gen zu kämpfen hat, nimmt immer mehr zu“, schrieben uns die beiden Schwestern vor zwei Jahren. In der Stadt Orsk gibt es nur wenige Stellen, die sich der Arbeit mit entwicklungsverzögerten und behinderten Kindern widmen.

Begonnen hat alles im Oktober 2014 in der Kirchengemeinde in Orsk: Eine Gruppe betroffener Eltern bat die Gemeinde um Unterstützung. Die Resonanz der ersten Treffen war damals so positiv, dass sich viele weitere Familien an die Gemeinde wandten. Aus ersten kleinen Treffen erwuchs so das heutige Zentrum für Familien mit ge-

sundheitlich eingeschränkten oder behinderten Kindern.

Seit März 2016 unterstützt EINE KUH FÜR MARX dieses Projekt. Es bietet Eltern und Verwandten der Kinder individuelle, informative und methodische Beratung, unter anderem zur Inklusion, zu Ausbildungsmöglichkeiten und unterstützender Kommunikation. Das Zentrum hilft darüber hinaus, den familiären Alltag zuhause zu gestalten. Die Mitarbeiter sind in den letzten Jahren intensiv geschult. Darüber hinaus haben sie ein Freiwilligenteam aufgebaut und bieten Praktika für Studenten an.



Das Zentrum verfolgt das Ziel, die Lebensqualität gesundheitlich beeinträchtigter und behinderter Kinder zu verbessern und ihnen eine gute Lebensperspektive zu verschaffen. Es fördert die Entwicklung verschiedenster Fertigkeiten. Dabei nutzt es die vorhandenen Ressourcen durch die soziale Unterstützung der Familien. Die Eltern haben die Möglichkeit, sich in Selbsthilfegruppen zu treffen. Es werden thematische Veranstaltungen und individuelle Beratungen angeboten. Außerdem gibt es Informationstreffen zu bestimmten Themen.

Die Kirchengemeinde stellt die Räumlichkeiten, die Möbel und die Ausstattung, die Ordensschwestern die Materialien für die Arbeit mit den Kindern und ihre Hilfe bei verschiedenen Veranstaltungen.

Behinderte Kinder im häuslichen Umfeld sind in Russland eine Ausnahme

Fast fünfzig Kinder und ihre Familien haben das Zentrum im letzten Jahr besucht.

Das Projekt hat positive Auswirkungen auf die Lebensqualität der Kinder und ihrer Familien: Dank der mit ihnen durchgeführten Arbeit machen alle Kinder erkennbare Fortschritte. Das gilt sowohl für die Kinder, die das Zentrum momentan besuchen, als auch für diejenigen, die die Hilfe nicht mehr benötigen, die nun in den Kindergarten oder zur Schule gehen.

Die Kinder werden größer und einige sind schon Jugendliche. Deshalb entsteht immer häufiger die Frage: Was nun? – Es wäre schön, wenn sie auf konkrete Beschäftigungen vorberei-



Schwester Oxana (links) und Schwester Beata zeigen uns die pädagogischen Hilfsmittel des Zentrums. Foto: Ottmar Steffan.

tet werden könnten. Zurzeit gibt es die Idee einer Näh- oder Holzwerkstatt für ältere Kinder und Jugendliche. Für so eine Werkstatt braucht es natürlich Nähmaschinen, eine Holzbearbeitungsmaschine und Zusatzausrüstung.

Es ist in Russland nicht selbstverständlich, sondern immer noch eher die Ausnahme, behinderte Kinder im eigenen häuslichen Umfeld aufzuziehen. Die Unterstützung seitens des Staates dafür entwickelt sich erst sehr langsam. Den Eltern ist es durch Eigeninitiative gelungen, dass der Staat den Zugang zur Ausbildung für behinderte Kinder unterstützt und hat Dank der Initiative und der Bemühungen der Eltern in Orsk ein Ressourcenzentrum mit dem Namen „Impuls“ gegründet, wo zurzeit sechs Kinder die erste Klasse besuchen und sich mehrere Kinder für die Schule vorbereiten. Dies kann jedoch nur ein Anfang sein, denn die Nachfrage nach solchen Angeboten ist groß.

Nachdem uns die Ordensschwestern durch die Einrichtung geführt haben, treffen wir uns im 1. Stock mit einigen Eltern zum Erfahrungsaustausch. Das Projekt hat es geschafft, Eltern ein Selbstbewusstsein einzuhauchen und Rückenwind für den familiären Alltag zu geben. Ist es in Russland meist üblich, dass die Mutter alleinerziehend ein behindertes Kind großziehen muss, so ist es bemerkenswert, dass in diesem Projekt die allermeisten Familien vollständig sind. So ist es ihnen möglich, die Kinder im häuslichen Kontext zu lassen und zu fördern und sie nicht in eines der vielen großen staatlichen Behindertenheime abgeben zu müssen. Im Gespräch mit uns loben die Eltern die Möglichkeit, ihre Kinder hier in dieses Projekt zu bringen. Sie erkennen bei ihren Kindern deutliche Verbesserungen in der Entwicklung. Gleichzeitig gibt das Projekt ihnen die Chance, beruflich weiterhin ihren Weg zu gehen. Ein Gewinn also für die ganze Familie!



Im Dorf Stepnoje bei Marx leben bereits gespendete Kühe. Foto: Franziska Kückmann.

Russland – Land der Extreme

Besuch der Orte Wolgograd, Elista, Astrachan, Marx, Saratow und Kasan von drei Russland-Neulingen und Ottmar Steffan im April 2018

von Franziska Kückmann, stellvertretende Pressesprecherin des Osnabrücker Diözesancaritasverbandes

Der Klang der Orgel dröhnt in meinen Ohren. Ich sitze in der katholischen Kirche im russischen Kasan, wir haben gerade die Heilige Messe gefeiert, morgen geht es zurück nach Deutschland. Während die gewaltigen Töne den Kirchenraum und meinen Körper erfüllen, lasse ich die vergangenen zehn Tage noch einmal wie einen Film vor meinem inneren Auge ablaufen. Zehn Tage, sieben Betten, 2500 zurückgelegte Kilometer – ohne An- und Abreise, wohlgemerkt. Russland, du hast mich gefordert.

Abwechslungsreiche anderthalb Wochen liegen hinter uns. Wir haben unsere Füße auf den Boden in Wolgograd, einst Stalinograd, gesetzt, das untrennbar wie kaum ein anderer Ort mit den Schrecken des Zweiten Weltkriegs verbunden ist. Wir haben uns auf die Spuren der Russlanddeutschen an der Wolga begeben, vor allem in Marx, in dessen Umgebung einst zahllose Deutsche lebten und teils noch leben. Und wir sind durch Prachtstraßen in Kasan gewandelt, in denen nichts, aber auch wirklich nichts daran erinnert, dass nur wenige

hundert Kilometer weiter, in einfachen Dörfern in der Wolga-Steppe, eine Kuh und ein eigener Garten tatsächlich das Überleben sichern.

Wir, das sind neben mir Ottmar Steffan sowie Anette Lindemann, die Leiterin der Fachschule für Altenpflege am Bildungszentrum St. Hildegard in Osnabrück, und ihre Schwester Grete Mewes. Ein Russland-Kenner und drei Russland-Neulinge. Mindestens einer davon – ich kann ja nur für mich sprechen – hat ein Teil seines Herzens irgendwo an der Wolga an dieses Land verloren.

Trotz aller Wow-Momente haben wir auf unserer Reise auch gesehen, wie fragil und teils schwierig noch immer katholisches Leben und die Arbeit der Caritas in Russland sind. Jahrzehnte des anti-religiösen Kommunismus lassen sich in den Herzen und Köpfen der Menschen nicht einfach auslöschen. Unermüdlige Pfarrer, Ordensschwwestern, Caritas-Mitarbeitende und Ehrenamtliche engagieren sich dafür, Glauben und caritatives Wirken sichtbar zu machen, teils über die Grenze der eigenen Energiereserven hinaus. EINE KUH FÜR MARX unterstützt sie dabei seit inzwischen 20 Jahren.

Das ist ein Grund, weshalb Gäste aus Osnabrück mit weit ausbreiteten Armen und entwaffnender Herzlichkeit empfangen werden. Der andere Grund heißt Ottmar. Wo immer wir hinkommen, seine Freundschaft mit den Akteuren vor Ort ist schon da. Seine tiefen, fest verwurzelten Bindungen zu diesen Menschen lassen ehrliche, offene Gespräche auf Augenhöhe zu. Hier kommt nicht der Geld-

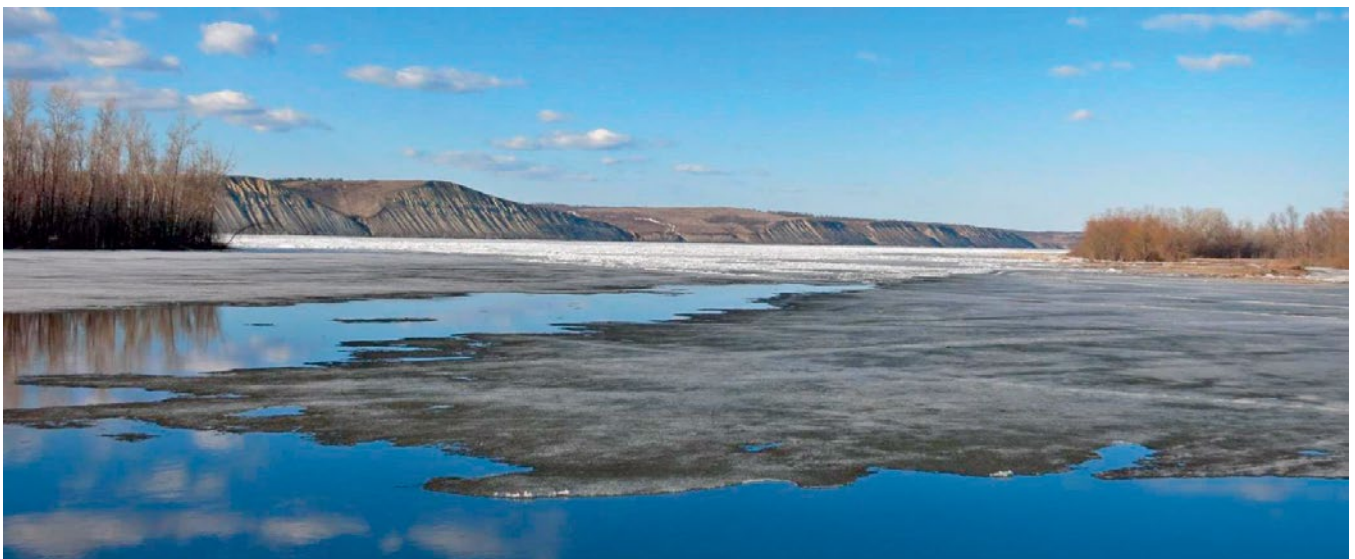
geber aus Deutschland, sondern ein Partner und Freund, der erst einmal zuhört und behutsam nachfragt. Das schafft ein Vertrauen, das seit 20 Jahren die Russlandhilfe der Osnabrücker Caritas trägt.

Inna, die Caritasdirektorin in Wolgograd, empfängt uns am Flughafen in Wolgograd mit einem winkenden Caritas-Fähnchen. Nicht nur sie strahlt, auch die Sonne lacht – genau wie in den kommenden neun Tagen. Auf den Straßen vom Flughafen zur Stadt steht trotzdem an vielen Stellen das Schmelzwasser in großen Pfützen. Bis vor wenigen Tagen lag noch Schnee, nun kommt langsam der milde Frühling. Später erfahren wir, dass starke Überschwemmungen am Fluss Don südwestlich von Wolgograd bereits Tausende Menschen in die Flucht getrieben haben.

Für die ersten zwei Nächte beziehen wir Gästezimmer in den Räumen der Caritas. Diese liegen unterhalb der katholischen Kirche, sozusagen in den Katakomben. Der Lage eine allzu metaphorische Bedeutung bei-

zumessen, würde der Arbeit des Caritas-Teams nicht gerecht. Inna und ihre zehn Kollegen bilden eine tatkräftige Mannschaft. Wir lernen sie am nächsten Vormittag kennen. Die Caritas in Wolgograd betreibt ein Kinderzentrum und ist in der Hauskrankenpflege und der Obdachlosenarbeit aktiv. Im Eingangsbereich des Büros stapeln sich zudem Kleidung und Haushaltsgegenstände – von Armut Betroffene und vor allem alleinerziehende Mütter finden hier schnelle und unkomplizierte Hilfe.

Im ersten Gespräch mit dem Team kommen bereits die Themen auf den Tisch, die uns im weiteren Verlauf der Reise immer wieder begegnen werden: Armut ist ein großes Problem, und zwar lebensbedrohliche Armut. Wohnungslose, die sich an Fernwärmerohre drängen, um nicht zu erfrieren, und sich dabei verbrühen. Alleinerziehende Mütter, die nicht wissen, wie sie ihre Kinder ernähren sollen. Männer, die zu viel trinken. Gewalt, vor allem in Familien. Vereinsamung und



Teils noch zugefroren, aber majestätisch und wunderschön präsentiert sich die Wolga bei Marx. Foto: Franziska Kückmann.



Tee und Kuchen gibt es für die deutschen Gäste beim Besuch eines Familienhauses in Astrachan. Foto: Franziska Kückmann.

mangelnde Pflege bei alten Menschen. Ein fragwürdiges Gesundheitssystem. Krank und alt, das möchte hier niemand werden, hören wir ein ums andere Mal.

Wir begleiten Galina und Diana von der Hauskrankenpflege zu Oleg, 52 Jahre alt, der einen Schlaganfall hatte und sich dank der Unterstützung durch die Caritas-Mitarbeiterinnen inzwischen wieder besser bewegen kann. Stolz führt er uns zwei wackelige Kniebeugen an seinem Rollstuhl vor, nachdem Galina seine Beine massiert hat. Die Pflegerinnen nehmen nichts für diese Betreuung, höchstens dann und wann eine kleine Spende, wenn sich das jemand leisten kann. Eine Refinanzierung für Pflege gibt es in Russland nicht. Wie wichtig dieses Angebot jedoch ist, wird spätestens in dem Moment deutlich,

als Oleg mit brechender Stimme sagt, dass er ohne diese Unterstützung völlig hilflos wäre.

Von der Bedrücktheit des Krankenzimmers zu strahlenden Kinderaugen: In vielerlei Hinsicht ist unsere Reise eine Abfolge von Extremen. In den Kinderzentren in Wolschki bei Wolgograd und später in Astrachan und Marx empfangen uns neugierige kleine Besucher, die uns Papierblumen basteln und selbst gemachte Seifen schenken. Das Besondere am Angebot in Wolschki: Hier haben sich die beiden Pädagoginnen der Caritas im Konferenzraum eines Hotels eingerichtet, in dem auf zwei Etagen seit vier Jahren Geflüchtete aus der Ostukraine leben. Für die Kinder ist das Spielen und Basteln eine willkommene Alternative zur Enge der Hotelzimmer, in denen teils mehrköpfige Fami-

lien auf etwa zwölf Quadratmetern wohnen.

Szenenwechsel, mal wieder extrem. Der Kleinbus bringt uns ins knapp 400 Kilometer entfernte Elista, die Hauptstadt des Volkes der Kalmyken, gelegen mitten in der endlosen Wolga-Steppe. Hier, im Zentrum des russischen Buddhismus, dominieren Tempel und Buddha-Statuen statt orthodoxer Kirchen und Lenin-Denkmäler. Wir bleiben eine Nacht im Haus von Alberta aus der italienischen Gemeinschaft Johannes XXIII. und tauchen ein in die Wärme, Energie und Vertrautheit einer zusammengewürfelten und zusammengewachsenen Familie. Alberta, zu diesem Zeitpunkt selbst in ihrer italienischen Heimat, hat einst Kinder aus schwierigen Verhältnissen und teils mit Beeinträchtigung aufgenommen und ihnen ein Heim





Diese Begegnung darf nicht fehlen: Ottmar Steffan und Anette Lindemann im Gespräch mit Tante Beate (von links). Foto: Franziska Kückmann.

gegeben. So viel Liebe und Selbstlosigkeit wie in diesem Haus macht uns, die Russland-Neulinge, beinahe sprachlos.

In Astrachan, 300 Kilometer weiter südöstlich, fast an der Wolga-Mündung, besuchen wir zwei weitere dieser Einrichtungen der italienischen Gemeinschaft. Vor allem aber treffen wir Pater Michail aus Polen, an dem alles schnell ist. Er spricht schnell, geht schnell, lacht viel und hat in Astrachan über Jahre mit Zähigkeit und gegen unzählige Widerstände ein neues Pfarrhaus aufgebaut, in dem auch das Kinderzentrum und der Jugendclub untergebracht sind. Die Kirche und das Haus liegen mitten in einem muslimisch geprägten Viertel. Beim Gang über den orientalisch anmutenden Markt erklingt der Muezzin-Ruf. Auch das ist Russland.

Ottmar hatte uns erzählt, dass die Fahrt im Nachtzug eine besondere Atmosphäre mit sich bringt. Oh ja. 11 Stunden tuckern wir gemütlich mit maximal 60 Stundenkilometern durch die Wolga-Weite gen Norden nach Saratow, ungefähr 700 Kilometer. Das Rattern des Zuges begleitet mich in den Schlaf. Am nächsten Morgen gibt es Tee aus dem Samowar. Ein russischer Mitreisender bleibt stehen und zählt uns deutsche Marken auf, die er kennt – VW, Siemens, Bayern München. Der Nachbar aus dem Bett gegenüber schenkt uns kurz vor der Ankunft getrocknete Aprikosen von seinen Eltern aus Tadschikistan.

In Saratow werden wir abgeholt und es geht mit dem Bulli nach Marx, noch einmal etwa eine Stunde Fahrt. Wir treffen Eleonore aus Osnabrück, die gerade

ein Praktikum bei der Hauskrankenpflege macht. Marx ist so etwas wie der Kern der Russlandhilfe, der Ursprungsort, an dem vor 20 Jahren diese freundschaftliche und fruchtbare Zusammenarbeit begann. Ottmar fährt uns zu einem inzwischen recht verfallenen alten Dorf, das einst den deutschen Namen Rohleder trug. Auf dem Friedhof gehen wir auf Spurensuche und finden deutsche Namen. Fuchs, Braun, Ruder. Noch näher kommen wir der Geschichte der Russlanddeutschen, als wir am nächsten Tag zu Tante Beate fahren. „Da ist mein Sohn“, sagt sie zu Ottmar und schließt ihn in ihre Arme. 88 Jahre alt, nicht mehr gut auf den Beinen, aber fit im Kopf. Wir essen, und Tante Beate erzählt. Dabei vergessen wir das Essen irgendwann. So viele Erlebnisse können doch nicht in ein Leben

passen? So viel Vertreibung, Ortswechsel, Leid, Tod, aber auch lustige Anekdoten. Das Leben hat Tante Beate von Odessa in der Stalin-, Kriegs- und Sowjetzeit über Polen, Brandenburg, Sibirien und Tadschikistan in dieses Dorf bei Marx gebracht. Sie sagt Worte wie „Spätjahr“ für Herbst und stimmt irgendwann „Schön ist die Jugend“ an. Neben ihrem Sofa liegen Gebetsbüchlein, die sie einst selbst aus alten deutschen Heften abgeschrieben hat.

Kühe. In Stepnoje – zu Deutsch „Siedlung Steppe“ – laufen sie während des Gottesdienstes am Sonntagnachmittag gemächlich am Kirchenfenster vorbei. Mehr als 30 Tiere haben hier im vergangenen Jahr im Rahmen des Kuh-Projektes neue Besitzer gefunden. Nach der Messe in der kleinen hölzernen Dorfkirche besuchen wir zwei Familien, die ebenfalls für eine Kuh vorgeschlagen worden sind. Ottmar begutachtet die geplante Unterbringung und spricht mit den Bewerbern. In einem Dorf wie Stepnoje, 50 Kilometer von Marx entfernt, ein paar hundert Einwohner groß, kaum Arbeitsplätze vorhanden, leben die Menschen vor allem von dem, was sie selbst erwirtschaften. Eine Kuh kann hier das Überleben sichern. Die zwei Übernachtungen in Marx sind so etwas wie ein kurzer Ruhepunkt unserer Reise, auch wenn wir hier ebenso viel auf den Beinen und unterwegs sind wie anderswo. Doch hier im kleinen Ensemble aus Kirche, Pfarrhaus, Wohnheim, Kloster und Haus der Stille fühlt sich das katholische Leben bereits verfestigt und gesetzt an. Über die täglichen Herausforderungen für

Glaube und Caritas-Arbeit darf das nicht hinwegtäuschen. Das merken wir, als wir mit den Mitarbeitern der Hauskrankenpflege sprechen, das Kinderzentrum besuchen und den Eucharistieschwestern zuhören, die für viele Menschen in Not erster Anlaufpunkt sind.

Der Austausch über den Ist-Zustand und die Pläne der Caritas-Arbeit ist vielen unserer Gesprächspartner ein großes Anliegen. Sie möchten erzählen, suchen Rat und freuen sich über die Wertschätzung ihrer Tätigkeit, die häufig unter schwierigen Rahmenbedingungen geschieht. Das wird auch beim Treffen mit Oksana, der Leiterin des Diözesancaritasverbandes im Bistum St. Clemens, in Saratow deutlich. Sie ist für ein Bistum zuständig, das so groß ist wie Deutschland, Frankreich, Spanien und Portugal zusammen. Solche Dimensionen sind für mich nur schwer vorstellbar. Die zweite Nacht im Zug, der uns in 13 Stunden die knapp 900 Kilometer von Saratow nach Kasan bringt, ist ähnlich gemütlich wie die erste. Monotonies Rattern, Tee am Morgen, draußen tauchen auf der bisher eher baumlosen Steppe nun auch mal ein paar kleine Wäldchen auf. Kasan schließlich trifft uns mit voller Wucht. Das hier ist ein anderes Russland. Modern, international, voll blinkender Lichter; hier sitzt Geld, das ist spürbar. Das Stadion für die Fußball-WM im Sommer mutet futuristisch an. Die Kehrseite hören wir im Gespräch mit Schwester Anima in der katholischen Kirchengemeinde. Auch in Kasan werden viele niedere Arbeiten nur schlecht bezahlt. Sie berichtet

von Studenten vor allem aus Afrika, die es kaum schaffen, ihre kleine Kasse aufzubessern, um in dieser glitzernden Stadt leben zu können. Einer von ihnen, Maxwell aus Ghana, hat heute Geburtstag, 23 Jahre wird er alt. Erst einmal dient er als Ministrant in der Messe, danach gibt es eine kleine Feier im Gemeinschaftsraum mit Kuchen und Tee. Die jungen Leute aus Ghana, dem Tschad, Benin, Kolumbien und Indien singen Geburtstagslieder in verschiedenen Sprachen. Eine andere Welt, aber auch das ist Russland. Und ja, auch das ist katholische Kirche in Russland.

Und irgendwann sitze ich dann in dieser Kirchenbank, lausche der Orgel und überlege, was ich sagen werde, wenn mich jemand fragt, wie meine Reise nach Russland war. Ich werde dann sagen, dass ich ein paar Worte Russisch gelernt habe und ein paar kyrillische Buchstaben lesen kann. Ich werde die Orte aufzählen, an denen ich war – Wolgograd, Elista, Astrachan, Marx, Saratow, Kasan. Ich werde die zurückgelegten Kilometer erwähnen (2500), die beiden Nächte im Zug und die Kirchen, Tempel und Moscheen, die ich besucht habe. Aber das „wie“ zu beantworten, das wird mir schwerfallen. Ich könnte wahrheitsgemäß „gut“ sagen, aber das griffe zu kurz. Ich könnte sagen: bewegend, herausfordernd, atemberaubend, anspruchsvoll, nachdenklich stimmend, fröhlich, traurig, herzlich, unvergesslich. Ja, das wäre vielleicht die kurze Version für eine Antwort. Die lange haben Sie gerade gelesen.



Lena und Johanna treffen Obdachlose, die in der Nähe des Omsker Bahnhofs auf warmes Essen und medizinische Grundversorgung durch die Caritas warten. Foto: Ottmar Steffan.

Und? – Hat Russland euch verändert?

von Lena Schötz und Johanna Fipp, Freiwillige in Sibirien im Programm Freiwilligendienste im Ausland (FDA) im Bistum Osnabrück 2016/2017

Gut 18 Monate ist es her, dass wir das erste Mal russischen Boden betraten und damit tauchten wir ein in eine für uns neue Kultur, eine neue Denk- und Lebensweise. Von nun an galt es zu verstehen. Ein Freiwilligen Dienst in Russland, ein Jahr bei der Caritas in Omsk bzw. in Novosibirsk, ein Abenteuer, welches uns auch noch ein halbes Jahr nach unserer Rückkehr nach Deutschland (ganz be-

wusst haben wir nicht das Wort „Heimkehr“ gewählt), begleitet und prägt. Doch was hat das FDA mit uns gemacht? Wie hat es uns und unsere Einstellung verändert? Den größeren Kulturschock hatten wir eigentlich, als wir wieder nach Deutschland kamen, so stark haben wir uns an die russische Lebensweise gewöhnt. Je länger wir hier sind, desto klarer wird uns, was wir alles vermissen: Natürlich sind da unsere

Freunde, der sibirische Winter und unsere Arbeit, aber uns fehlt noch etwas anderes, etwas, was schwieriger zu fassen ist. Da sind die vielen Menschen die uns begegnet sind, mit unterschiedlichsten Geschichten und Schicksalsschlägen, die trotz der widrigen Lebensumstände eine Herzlichkeit und Wärme ausstrahlen, die uns tief beeindruckt.

Diese Begegnungen, die Arbeit bei der Caritas, durch die wir

tagtäglich mit Menschen in Kontakt kamen, die am Rande der Gesellschaft und am Existenzminimum leben, der einfache Lebensstil...

Das alles mag wohl dazu geführt haben, dass wir nun unser Leben in Deutschland aus einem anderen Blickwinkel betrachten. Mehr als einmal wurden wir in Russland gefragt, warum wir hier als Freiwillige arbeiten und wie wir uns das überhaupt leisten können. Uns wurde bewusst, wie privilegiert allein schon der Umstand ist, dass wir als junge Schulabsolventinnen die Möglichkeit haben in ein anderes Land zu fliegen, um dort einen Freiwilligendienst zu machen.

„Gibt es in Deutschland eigentlich Obdachlose?“ „Bei euch sind die Straßen nicht so kaputt, oder?“ „Gibt es in Deutschland Kriminelle?“ Anfangs versuchten wir noch diese Fragen zu relativieren, schließlich ist in

Deutschland ja auch nicht alles perfekt, nein bei uns gibt es auch viele Baustellen und Probleme.... Aber wenn uns jemand fragen würde, ob wir lieber im deutschen Sozialsystem oder im russischen leben würden, müssten wir nicht lange überlegen. Obdachlos zu sein ist überall auf der Welt schrecklich, aber in Deutschland gibt es zahlreiche Anlaufstellen an die man sich wenden kann, ob staatliche, kirchliche oder NGO's. Das ist in Russland schon schwieriger.

Doch wird das im Alltag wertgeschätzt? Wie oft erwischen wir uns dabei, uns über jegliche Kleinigkeit zu echauffieren? Natürlich ist es enorm wichtig die Dinge kritisch zu betrachten, doch gleichzeitig vergessen wir oft, wie viel wir eigentlich schon haben. Es ist vor allem Dankbarkeit für unser Leben mit all den vielen Möglichkeiten, die offen vor uns liegen und

die wir mit ein wenig Mühe ergreifen können, die wir durch unser Jahr in Russland erhalten haben. Und auch die kleinen Freuden und Erfolge im Leben als groß anzusehen, haben wir gelernt.

Aus der Schule kommend und gerade das Abitur hinter uns gebracht, haben wir die meisten Jahre unseres Lebens mehr oder weniger unter permanentem Leistungsdruck gestanden. Besser und schneller war oft die Devise. In unserem Jahr in Russland waren wir befreit von jeglichem Klausurendruck, verglichen werden und Bewertungen.

Uns wurde Zeit geschenkt und wir mussten es manchmal erst lernen uns Zeit zu nehmen, die wir doch gelernt haben akribisch aufzuteilen, um möglichst effektiv zu sein. Sich für Menschen Zeit zu nehmen, in Ruhe einen Tee zu trinken, die Arbeit liegen zu lassen, auch wenn sie



Unsere Freiwilligen im Gespräch mit Schwester Antonia, die nun die caritative Arbeit in Nischni Tagil leitet.
Foto: Ottmar Steffan.

noch nicht vollendet ist, das ist gar nicht so einfach in unseren deutschen Alltag einzubauen.

Doch unser Lebensstil unterscheidet sich auch in anderen Dingen zu dem in unserem Freiwilligendienst. In Russland gibt es riesige Einkaufscenter, Läden, die wir aus Deutschland kennen, doch werden diese Center nicht von den Leuten besucht, denen wir nahestanden. Reichtum neben Armut und das Bewusstsein, dass uns der Reichtum viel näher ist und die Läden, bei denen die Meisten, mit denen wir uns umgaben, nicht einkaufen konnten, uns viel vertrauter waren als die Babuschkas, die ihr Gemüse von der Datscha am Straßenrand verkauften oder Kleidungs-läden, die mit chinesischer Billigware vollgestopft sind und in denen ein beißender Geruch von Chemikalien in der Luft liegt.

Diese Bilder lassen sich nicht mehr aus unseren Köpfen verbannen, wenn wir hier miterleben, wie der Joghurt weggeschmissen wird, weil das Mindesthaltbarkeitsdatum abgelaufen ist, oder wenn uns bunte Werbeplakate vom hiesigen Supermarkt verkünden, dass nirgends billiger eingekauft werden kann als bei ihnen. Wer sich keine teuren Produkte kaufen und bei dem ausufernden Konsum nicht mithalten kann, geht hier schnell unter. Kleiderschränke, die aus allen Nähten platzen, überquellende Schuhregale, riesige Zimmer und nie ist es genug. Der Gedenke daran, in was für einem Wohlstand und Überfluss wir in Deutschland leben, erfüllte uns manches mal mit Scham. Uns wurde bewusst, wie wenig wir dieses



Kurz vor der Rückkehr nach Deutschland helfen Lena und Johanna den Schwestern in Alexejewka bei der Betreuung in den Religiösen Kinderwochen. Foto: privat.

Privileg bis jetzt zu schätzen wussten.

Also wie hat uns das FDA verändert? Häufig wurde uns gesagt, dass wir ruhiger und gelassener geworden sind. Vielleicht stimmt es. Wir haben in unserem Jahr so viel menschliche Wärme, beispiellose Gastfreundschaft und Herzlichkeit erfahren, die wir niemals vergessen werden. Wir haben durch die Caritas Menschen kennengelernt, die ihr gesamtes Leben trotz widriger Umstände christlicher Nächstenliebe verschrieben haben und diese Eindrücke bleiben, inspirieren, machen aufmerksam. Ein Freiwilligendienst im Ausland hinterlässt Spuren, animiert zum Umdenken, zum kritischen Hinterfragen und aktivem Engagement. Wir starteten unseren Dienst mit dem Gedanken, Gutes zu tun, zu helfen, haben aber sehr schnell gemerkt, dass auch uns geholfen wurde, wir zu Ler-

nenden wurden. Kurzum, ja, Russland hat uns verändert und wir sind voller Dankbarkeit, dass uns diese Chance, mit einem anderen Blick die Dinge zu betrachten, gegeben wurde.

СПАСИБО

Hintergrund:

Seit 2000 entsendet das Bistum Osnabrück jährlich bis zu etwa 30 Freiwillige mit seinem Programm "Freiwillige Dienste im Ausland / FDA" in alle Welt. In diesem Jahr sind auch 5, im nächsten Jahrgang 6 junge Leute davon auf ihren Einsatzstellen in Russland. Zwei Stellen gibt es in St. Petersburg und je eine in Wolgograd, Omsk und Nowosibirsk, hinzu kommt ab Sommer 2018 eine neue Stelle in Nischni Tagil (siehe KUH 51). Weitere Informationen zu den Freiwilligendiensten des Bistums Osnabrück sind unter: www.alltagshelden-gesucht.de zu finden.



Ausgegrenzt zu sein bedeutet in Russland bis heute oft nur mit dem Allernötigsten auskommen zu müssen, denn ein soziales Netz wie bei uns fehlt fast gänzlich. Foto: Caritas St. Petersburg.

Die Würde jedes Menschen gilt es zu achten

von Natalia Pewzowa, Direktorin der Caritas St. Petersburg

Die Caritas St. Petersburg reagiert auf die dringendsten Nöte der Menschen, sensibilisiert den Staat für die sozialen Probleme seiner Bürger, nimmt Einfluss und wirkt bei der Gestaltung der Sozialpolitik in der Region vor Ort mit. Sie informiert die Menschen über mögliche Sozialhilfen und über ihre Rechte beim Zugang zu sozialen Dienstleistungen, bildet Fachkräfte im Bereich der Sozialhilfe für Bedürftige fort und baut Hilfezentren auf. Ebenso leistet die Caritas St. Petersburg ma-

terielle Nothilfe und setzt niedrigschwellige sozialmedizinische Hilfeangebote und Reha-Programme um.

Über 20.000 bedürftige Menschen erhielten dank zahlreicher Spenden aus dem Ausland im letzten Jahr rechtzeitig Hilfe, um nicht in den Abgrund der Armut zu fallen.

Jeden Tag versorgt die Caritas St. Petersburg über 600 Obdachlose, Unbemittelte, Kinder und alleinstehende Senioren mit warmen Mahlzeiten, wahrt damit ihr Recht auf Leben und

sorgt für ihre Gesundheit. Psychologinnen und Psychologen erteilen wöchentlich über 200 Einzelberatungen, die den Menschen helfen, ihre Probleme selbst zu meistern und Lösungen und Auswege aus scheinbar aussichtslosen Situationen zu finden.

Über 60 Kinder erhalten in unterschiedlichen Programmen täglich Hilfe – die kreative Entwicklung wird unterstützt, der Erhalt der Bildung gewahrt. Die Mitarbeitenden der Caritas stehen ihnen in Krisensituationen bei und sorgen für ihre Ge-



Junge Mütter sind seit jeher im Fokus der Hilfe bei der Caritas St. Petersburg. Foto: Ottmar Steffan.

sundheit. In der Arbeit mit Kindern und ihren Familien versuchen sie, dem Problem der sozialen Verwaisung entgegenzuwirken. Die Kinder erhalten jeden Tag warme Mahlzeiten, pädagogische und psychologische Förderangebote, Hilfen bei der Beschaffung ihrer Personalpapiere. So werden Voraussetzungen für ihre harmonische Entwicklung und damit ein Fundament für ein sinnvolles Leben als Erwachsene geschaffen. Spenden aus Deutschland ermöglichten im letzten Jahr teure individuelle operative Behandlungen für drei Kinder mit Behinderungen, die vom Staat leider nicht finanziert wurden. Dank langjähriger finanzieller Hilfen betreibt die Caritas St. Petersburg nach wie vor eine

Altenpflagestation und eine Behindertenpflagewohnung, wo über 80 alleinstehende und alte Menschen Jahr für Jahr von Caritaskolleginnen rund um die Uhr versorgt und betreut werden. Hier genießen sie ein häusliches Umfeld und menschliche Wärme.

Im Botkin-Krankenhaus kümmert sich die Caritas St. Petersburg gemeinsam mit einem russisch-orthodoxen Priester weiterhin um HIV-infizierte Menschen, die im Sterben liegen. Begleitete Selbsthilfegruppen für HIV-Infizierte, Suchtkranke und Gewaltopfer sowie für Eltern behinderter Kinder führen ihre Arbeit fort. Für Beteiligte der Selbsthilfegruppen ist es wichtig, sich nicht allein zu füh-

len und Informationen und Erfahrungen auszutauschen. Über 300 Fachkräfte aus verschiedenen privaten, staatlichen und gemeinnützigen Organisationen lassen sich bei der Caritas St. Petersburg fortbilden, z.B. im Bereich der sozialen Beratung, der Arbeit mit Kindern, mit Suchtkranken und Co-Abhängigen oder auch in der Schwerkranken-Pflege und -Betreuung.

In der Ausbildung liegt ein besonderer Fokus auf der Vermittlung eines Menschenbildes, bei dem die Würde jedes Menschen geachtet und seine Probleme individuell und fachlich angegangen werden. Dabei ist der Praxisbezug zur täglichen Arbeit



zugunsten bedürftiger Menschen besonders wichtig.

Die Caritas St. Petersburg möchte sich zu einem Kompetenzzentrum für Fachkräfte entwickeln, um so auf die Qualität der Hilfen für Menschen in Not nicht nur im Rahmen von wohltätigen Programmen, sondern auch auf städtischer Ebene systemisch einzuwirken.

Nach und nach beginnt der Staat die Arbeit der Caritas St. Petersburg wertzuschätzen. So konnten im vergangenen Jahr zum ersten Mal in 25 Jahren zwei Ausschreibungen der so genannten Präsidentenstiftung gewonnen werden. Über 3.000.000 Rubel (45.000 Euro) können nun in die Umsetzung der wohltätigen Programme „Kompetenzzentrum für schwangere Frauen sowie für Familien und Frauen mit Kindern in schwieriger Lebenssituation“ und „Eingliederung junger Erwachsener mit besonderen Bedürfnissen in die Arbeitstätigkeit auf der Grundlage einer inklusiven Herangehensweise an Bildung, Erziehung und Sozialisation“ investiert werden

Hinter jedem Menschen, der zu uns kommt, steht ein Schicksal. Dank zahlreicher Spenden kann die dringend nötige Hilfe vor Ort geleistet, Hoffnung gegeben, persönliche Ressourcen entdeckt, professionelle Begleitung angeboten, und damit das Recht auf ein würdiges Leben sichergestellt werden.

Die Arbeit der Caritas in Sankt Petersburg ist sehr vielfältig. Fotos: Caritas St. Petersburg.



Minus 25 Grad – kein Dach über dem Kopf

von Verena Bauwens, Sibirienhilfe der Armen-Schwestern vom heiligen Franziskus

November in Sibirien. Das Thermometer hat längst den Komfortbereich verlassen und zeigt an diesem Morgen minus 25 Grad Celsius. Über Nacht ist kniehoch Schnee gefallen. Der Wind weht eisig und treibt die Schneeflocken wie Stacheln ins Gesicht.

Dünne Atemwolken auf dem Platz lassen erahnen, dass die kleinen, verschneiten Hügel, die an einen Friedhof mit frischen Grabhügeln erinnern,

Menschen sind.

Wieder ist eine Nacht überstanden. Wer mehr Glück hatte, fand in dieser eisigen Nacht einen Schlafplatz in Nähe der Rohre der Fernwärmeleitungen, einem Kanalisationsschacht oder unter einem Balkon der Wohnhäuser.

Es ist noch zu früh, um sich in den Geschäften aufzuwärmen. Erst später, wenn es voller wird in den Einkaufszentren, gibt es

vielleicht die Chance, hinter den Schultern vieler unerkannt ins Einkaufszentrum zu gelangen. Manchmal wird jemand von ihnen nicht mehr wach. Lungenentzündung, Erfrierungen, Tuberkulose. Letztere wird durch das schwache Immunsystem, die extreme Mangelernährung und das gemeinsame Nutzen von Geschirr und Besteck zum immer größeren Problem. Auch Verbrennungen sind nicht selten. Frierende Haut ist schmerzunempfindlich und die gleißende Hitze des Wasserdampfs der Heizungsrohre führt zu Verbrühungen.

Milde Winter gibt es in Sibirien nicht und auch der Sommer hat seine Tücken. Menschen ohne Obdach sind so Temperaturunterschieden von minus 40 bis plus 40 Grad ausgesetzt. Das Leben auf der Straße zeichnet diese Menschen aus. Kälte lässt die Haut rau und rissig werden und die Sonne, die sich am Tag im weißen Schnee spiegelt, führt oft zu Verbrennungen im Gesicht und auf den Händen. Das Alter der Menschen ist kaum noch zu erahnen, die Gesichter sind gezeichnet vom Leben unter Extrembedingungen. Die Kleidung der Obdachlosen ist verschlissen und abgenutzt und oft fehlt es an wärmerer Kleidung. Steigen die Temperaturen, lassen die Obdachlosen wider alle Vernunft ihre Winterkleidung irgendwo liegen, in der Verzweiflung keinen Ort zu haben, an dem etwas sicher aufbewahrt werden kann.



Auch tief unten in der Kanalisation versuchen Obdachlose die sibirischen Winter zu überleben. Foto: Caritas Sibirien.



Der in die Jahre gekommene Caritasbulli „Vinzenz“ bringt warmes Essen und medizinische Grundversorgung für die Obdachlosen. Foto: Caritas Sibirien.

bei der Wiederbeschaffung oder Erstaussstellung von Ausweispapieren an.

In der Millionenstadt Omsk bietet die Caritas darüber hinaus mit einem weiteren Angebot Direkthilfe an. Täglich macht sich der auf den Namen „Vinzenz“ getaufte Ambulanzbus auf den Weg in die Umgebung des Omsker Hauptbahnhofs.

Der Ambulanzbus wurde vor rund zehn Jahren durch deutsche Spendengelder realisiert und ist noch täglich im Einsatz. Der Motor des Mercedes Fahrzeugs wird langsam altersschwach, aber noch schafft er jeden Tag den Weg. Die Caritasmitarbeiter hoffen, dass er auch den nächsten Winter überstehen wird und so den frierenden Menschen eine warme Suppe bringt und das Angebot der Wundversorgung.

Sommer wie Winter besuchen daher täglich Obdachlose und Arme Menschen die Suppenküchen der Caritas, beispielsweise in Omsk oder Novosibirsk. Dort

erhalten sie nicht nur eine warme Mahlzeit, sondern auch Erste-Hilfe, Hygieneartikel, Kleidung und Schuhe. Darüber hinaus bieten Sozialarbeiter Hilfe



Lichtblick für Mütter in Not

von Verena Bauwens

Die Mutter überfordert, der Vater Alkoholiker - so sieht der Alltag in vielen russischen Familien aus. In jeder dritten Familie gibt es Sucht- und Gewaltprobleme. Dabei ist die Gewalt unmittelbar mit der Abhängigkeit verknüpft. Das birgt die große Gefahr, dass irreparable Schäden in der psychischen Entwicklung, der physischen Gesundheit und dem Selbstwertgefühl zugefügt werden. Kinder erfahren nicht die nötige Fürsorge und menschliche Nähe. Die Auswirkung auf die Psyche des Kindes bleibt nicht ohne Spuren. Es beginnt ein Kreislauf, aus dem nur schwer ein Ausweg zu finden ist. Wie sollen Kinder später an ihre eigene Familie die nötige Wärme und Nähe weitergeben, wenn sie diese selber niemals erfahren durften.

Einfach nichts mehr zu fühlen, um nicht von den falschen, belastenden Gefühlen erdrückt zu werden, sehen viele Kinder als einzigen Ausweg. Es ist der Ast, an den sie sich klammern, in der Hoffnung so den Alltag in ihrer dysfunktionalen Familie zu überstehen. Viel zu schnell gewöhnen sie sich an diese Lebensform. Ihren Hass oder Ärger ungebremst am Nächsten auszulassen, der schwächer ist als sie selbst, dient dann als Ventil. Werden diese Kinder Eltern, erzählen sie oft in den Be-



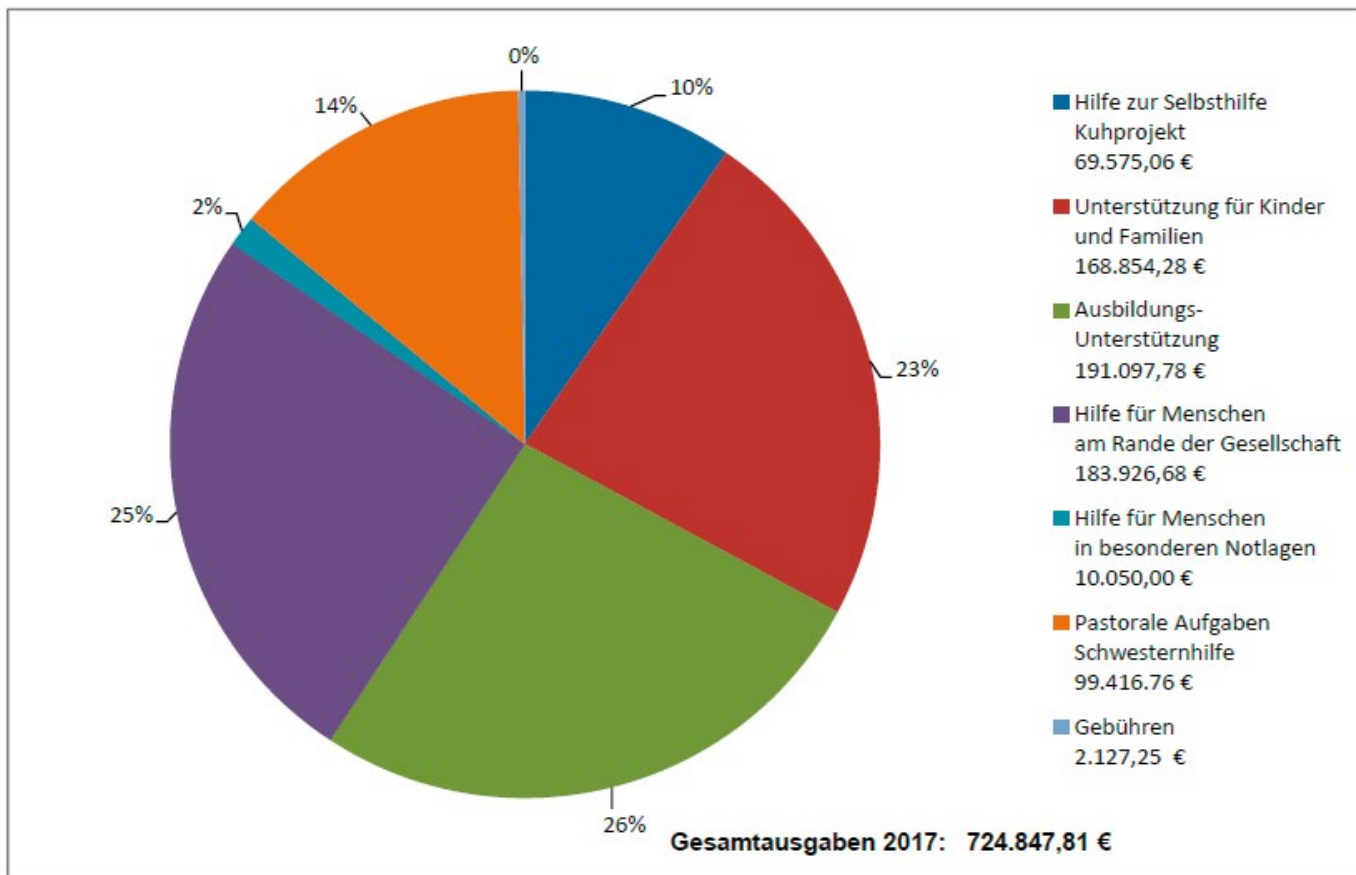
Gulja lebt mit ihren Kindern in den Räumen des Mutter-Kind-Hauses St. Sophia in Novosibirsk. Foto: Caritas Sibirien.

ratungsgesprächen im Familienzentrum der Caritas, dass sie ihre Kinder gleichzeitig lieben und hassen. Sie fühlen sich hilflos. Die Caritas hilft mit ihren Angeboten, Auswege aus diesem scheinbar undurchbrechbaren Kreislauf zu finden. Die Caritasmitarbeiter berichten von Guljas Schicksal: Gulja wurde in Usbekistan geboren. Mit 10 Jahren zog sie nach Russland und lebt seither dort illegal. Ihre Mutter ging zusammen mit den jüngeren Kindern nach Usbekistan zurück als Gulja 18 war. Sie blieb alleine und ohne Staatsbürgerschaft. Inzwischen hat Gulja drei Kinder. Vor der Geburt der jüngsten Tochter war sie als Köchin tätig.

Der Vater der Mädchen verbüßte eine Strafe im Gefängnis und wurde vor kurzem entlassen. Er weigert sich Unterhalt zu zahlen, da Gulja und er getrennt wohnen und er keine Arbeit hat. Stattdessen bringt er Gulja und die Kinder im Haus seines Vaters unter, der große Alkoholprobleme hat. In der Holzbaracke des Vaters, in der es an allem fehlt, versammeln sich ständig Trinkbrüder. Gulja war in Angst um die Kinder und sich selbst. Das Geld reichte nicht für Essen und die Familie hun-

gerte. Sie versuchte ihre Mutter zu erreichen und um Hilfe zu bitten, aber die Mutter lehnte jede Unterstützung ab. Zufällig erfuhr Gulja vom Mutter-Kind-Haus in Novosibirsk. Als sie im Aufnahmegespräch nach den Papieren gefragt wurde, offenbart sie, dass sie in der Geburtsklinik unter fremden Namen entbunden hat. Sie hatte kein Geld für die Bezahlung der Entbindung, deswegen nutzte sie eine fremde Krankenversicherung. Aus diesem Grund hat die jüngere Tochter eine Bescheinigung aus der Geburtsklinik, in der ein fremder Name steht. Es braucht viel Zeit, um Frauen wie Gulja zu helfen. Die Mitarbeiter der Caritas sind froh und dankbar, dass es ihnen möglich ist, diese Hilfe anzubieten. Viele Sachverhalte sind sehr kompliziert und komplex, weil es innerhalb der staatlichen Systeme keine Arbeit mit dysfunktionalen Familien gibt. Schwierige Kinder werden in Kinderheime gebracht. Die Eltern jedoch sind weder verpflichtet ihre Abhängigkeit behandeln zu lassen noch einen Psychologen zu besuchen. Die Arbeit der Caritasmitarbeiter kann dann beginnen, wenn der Bedürftige seine Abhängigkeit oder ein Gewaltproblem erkennt.

Einsatz der Spenden und Fördermittel durch "Eine-Kuh-für-Marx" in 2017



2017 war das Jahr der Kühe

von Gabriele Gieraths

Das Jahr 2017 war das Jahr der Kühe: insgesamt 76 Kühe konnten bedürftigen Familien übergeben werden: 42 Kühe gingen in die Gebiete der Caritas Omsk, 34 Kühe hat Pfarrer Bosco im armen Wolgadorf Stepnoje und in weiteren Nachbardörfern in der Nähe von Marx vermitteln können. Alle Kühe konnten durch (Ihre) „Kuh-Spenden“ finanziert werden!

Besonders hervorzuheben ist das Projekt für Eltern mit be-

hinderten Kindern in Orsk. EINE KUH FÜR MARX unterstützt dieses Projekt vollständig und benötigt dafür auch zukünftig Ihre Hilfe. Wir berichten darüber in dieser KUH ab Seite 24 ausführlich.

Eine besondere Freude ist es für uns, dass wir ein ehemaliges Straßenkind aus dem Familienhaus der Gemeinschaft Johannes XXIII. in Astrachan mit einer Studienbeihilfe bei ihrer Ausbildung zur Ärztin unterstützen können. Sie studiert der-

zeit in St. Petersburg und möchte Gynäkologin werden.

Bischof Pickel bat in 2017 um Unterstützung für seine Priester, da diese über kein monatliches Gehalt verfügen (siehe KUH 50).

Durch eine einmalige großzügige Spende und regelmäßige monatliche Spenden konnten wir dazu beitragen, Bischof Pickel in diesem Anliegen tatkräftig zur Seite zu stehen.



Piepkuchenbäcker

Seit 2009 werden in Spelle Piepkuchen für den örtlichen Weihnachtsmarkt gebacken. Die Piepkuchenbäcker verkaufen dort jedes Jahr ihre selbstgebackenen leckeren Hörnchen für einen guten Zweck. (s. KUH Nr. 51). In diesem Jahr ging der Erlös an EINE KUH FÜR MARX. Ottmar Steffan durfte vor einigen Wochen einen Scheck in Höhe von 5600 Euro entgegennehmen!



Jubiläum

Bischof Clemens Pickel feiert in diesem Jahr gleich zwei Jubiläen: Vor 20 Jahren, am 7. Juni 1998, wurde er zum Bischof geweiht (Foto links). Am 25. Juni hat Bischof Clemens Pickel noch einmal Grund zu feiern: Dann feiert er sein 30-jähriges Priesterjubiläum.

Herzlichen Glückwunsch!



Wir über uns

Seit 20 Jahren hat es sich die Russlandhilfe EINE KUH FÜR MARX zur Aufgabe gemacht, bedürftigen Menschen in Russland zu helfen und die Caritasarbeit vor Ort zu unterstützen.

Mit Ihren Spenden können folgende Projekte unterstützt werden:

- Kuhprojekt
- Mutter-und-Kind-Häuser
- Kinderzentren
- Obdachlosenhilfe
- Häusliche Krankenpflege
- Priester- und Schwesternhilfe
- Notfallhilfe

Die Vernetzung von Hilfsangeboten, Austausch- und Begegnungsprogrammen sowie die Einbindung von Ehrenamtlichen ergänzen die Projekte vor Ort.

Unterstützen Sie unsere Arbeit durch freiwilliges Engagement oder durch Spenden!

Impressum:

EINE KUH FÜR MARX – die Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück e.V., Knappsbrink 58, 49080 Osnabrück

www.eine-kuh-fuer-marx.de
www.blog.eine-kuh-fuer-marx.de

Redaktionsverantwortlich:

Ottmar Steffan, 0541/34978-164
 osteffan@caritas-os.de

Hinweis: Aus Gründen der besseren Lesbarkeit verwenden wir in der Regel die männliche Schreibweise. Wir weisen darauf hin, dass sowohl die männliche als auch die weibliche Form gemeint ist.

Titelfoto: Edda Hagemann

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier aus verantwortungsvollen Quellen

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts _____ BIC _____

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)
 Caritasverband für die Diözese Osnabrück e.V.

IBAN
 DE13265501050000235085

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)
 NOLADE22XXX

Betrag: Euro, Cent _____

Kunden-Referenznummer - Verwendungszweck, ggf. Name und Anschrift des Zahlers
 Spende Russlandhilfe

noch Verwendungszweck (insgesamt max. 2 Zeilen à 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 2 Zeilen à 35 Stellen)

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben) _____

IBAN
 D E _____ 08

Datum _____ Unterschrift(en) _____

WIBK 113 377 000

